

Ulrike Müller-Haarmann

Obrigkeitstreu und rebellisch

Darstellung der sozialen Verhältnisse in den
Kolportageromanen Karl Mays



Ulrike Müller-Haarmann

Obrigkeitsreu und rebellisch

**Darstellung der sozialen Verhältnisse
in den Kolportageromanen Karl Mays**

Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft Nr. 144/2011

Inhalt

Vorbemerkung	3
Zur Aufgabe der Arbeit	5
Zur Textgrundlage	5
Zur Untersuchung	6
Adel und Bürgertum	7
Zur Behandlung der Problematik in der Sekundärliteratur	7
Bürgerliche und adelige Helden	9
Standesschranken und ihre Überwindung durch Heirat	15
Reaktionen auf die Arroganz des Adels	31
Zusammenfassung	34
Obrigkeit und Untertanen	38
Bürokratie	38
Spitzen der Aristokratie und Regierung	42
Zusammenfassung	45
Justiz und Strafvollzug	46
Kapital und Arbeit	49
Darstellung der Lebensbedingungen	49
Ursachen der Lebensbedingungen und deren Veränderung	55
Beurteilung der Darstellung von Kapital und Arbeit	58
Schlussbemerkung	62
Textausgaben der Kolportageromane	63
Abkürzungen	64
Abbildungen	64

Vorbemerkung

Während meines Germanistikstudiums an der Universität Bonn begann – angeregt durch eine Fachdidaktik-Veranstaltung zur Kinder- und Jugendliteratur – meine ›Wiederentdeckung‹ Karl Mays, 15 bis 20 Jahre nach der äußerst intensiven Lektüre der Kindheit und frühen Jugendzeit. Ich entschied mich dann schnell, meine Examensarbeit über May zu schreiben (was damals sicher nicht bei allen Professoren möglich gewesen wäre, aber bei Prof. Dr. Erwin Koppen kein Problem darstellte), wobei mir klar war, dass ich mich auf jeden Fall dabei auf Textarbeit konzentrieren wollte. Helmut Schmiedt, damals wissenschaftlicher Angestellter am Germanistischen Seminar, schlug mir das Thema ›Darstellung der sozialen Verhältnisse in den Kolportageromanen Karl Mays‹ vor. Diese Untersuchung habe ich 1981 als ›Wissenschaftliche Arbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt am Gymnasium‹ dem Wissenschaftlichen Prüfungsamt Bonn vorgelegt.

Knapp 30 Jahre später entschloss ich mich, den Text, der nur noch in einem einzigen, natürlich mit Schreibmaschine getippten Exemplar vorlag, zu sichern und in eine digitalisierte Form zu bringen.

In diesen 30 Jahren hat sich bekanntermaßen die May-Forschung in großem Umfang weiterentwickelt. Damals gab es die Zeitschriftenreprints der Karl-May-Gesellschaft erst ungefähr zur Hälfte, die Reprints der Fehsenfeld-Ausgabe vom Karl-May-Verlag erschienen 1982–84; an heute zur Standardliteratur gehörende Werke wie die Karl-May-Bibliographie, das Figurenlexikon, das Karl-May-Handbuch, die Karl-May-Chronik war noch nicht zu denken.

Obwohl die Sekundärliteratur zu May in einem nur schwer zu überschauenden Maße gewachsen (allerdings durch verschiedene Register, die Homepage der KMG etc. gut dokumentiert) ist, habe ich gemerkt, dass zu meinem damaligen Thema nichts wirklich Neues erschienen ist. Die Kolportageromane scheinen sich zwar bei Lesern einer recht großen Beliebtheit zu erfreuen (sonst hätte der Weltbild-Verlag sie sicher nicht in seine Sammeledition aufgenommen), aber weniger in der Forschung, wenn man von dem Aspekt der – oft wenig ergiebigen – Suche nach einer Verbindung zwischen Leben und Werk absieht.

Die großen ideologiekritischen Studien sind in der ersten Hälfte der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts entstanden, in der Folge der allgemeinen Beschäftigung der Germanistik mit Trivalliteratur und bezogen auf May nach der bahnbrechenden Veröffentlichung der Kolportageromane durch den Olms-Verlag. Diese Forschung ist – etwas vereinfachend ausgedrückt – hauptsächlich verbunden mit den Namen und gegensätzlichen Polen Volker Klotz und Gert Ueding. Beide Autoren haben in späteren Arbeiten ihre Themen mit sehr ähnlichen Worten wieder aufgegriffen.

So erschien es mir lohnend, meine alte Examensarbeit zu überarbeiten und zu aktualisieren. Dabei habe ich die eigentliche Untersuchung unverändert gelassen und nur die ›examensarbeitstypischen‹ Passagen gestrichen. Die Zitate habe ich von den Reprints (Olms-Verlag und Karl-May-Verlag) umgestellt auf die heute leichter greifbare historisch-kritische Ausgabe der Werke Karl Mays.

Vielleicht wird der ein oder andere Leser dieses Sonderheftes angeregt, sich (wieder) in den Sog der ›reisenden Märchen‹ (Bloch) mit ihrer »Zauberkraft« und der »wilden Handlung«¹ zu wagen, mit Karl Sternau und seinen Gefährten sich auf die ›Rächerjagd rund um die Erde‹ zu begeben, um gleichzeitig vieles über die ›Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft‹ zu erfahren, aufregende Abenteuer und deutsch-französische Liebesbeziehungen mit der Familie Königsau zu erleben, das Elend der Weber im Erzgebirge mit zu erleiden und sich über die Ausbeuter zu empören, dabei zu sein, wie die Mitglieder der Familie Adlerhorst auf der ganzen Welt gesucht und gefunden werden (und sich aufzuregen, dass der Autor am Ende vergessen hat, das Geheimnis um das Verbrechen, das alles ausgelöst hat, zu entwirren) und mit dem Wurzelsepp den ›Weg zum Glück‹ vieler Personen zu gehen und dabei unvergessliche Szenen mitzuerleben. Wo sonst kommt man in den Genuss eines Konzertes, das eine solch überwältigende Wirkung auf die Anwesenden hat, dass nicht nur die Sängerin kaum weitersingen kann, sondern auch Richard Wagner, Franz Liszt und König Ludwig von Bayern in Tränen ausbrechen?

Bonn, im Dezember 2010

Ulrike Müller-Haarmann

1 Harald Eggebrecht: Sinnlichkeit und Abenteuer. Die Entstehung des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert. Berlin/Marburg 1985, S. 12.

Zur Aufgabe der Arbeit

Die Beschäftigung mit der Darstellung der sozialen Verhältnisse in den Kolportageromanen Karl Mays ist in der Sekundärliteratur meistens Teil einer Gesamtinterpretation dieser Romane oder einer Gesamtschau des Werkes. Daher wurde zwangsläufig eine ausführliche Textdarstellung und -auswertung noch nicht geleistet. Ausführlichere Textbelege mit angemessener Auswertung finden sich hauptsächlich bei Helmut Schmiedt und Friedhelm Munzel² und bei Ralf-Peter Martin,³ dessen Buch bei der Abfassung der Examensarbeit noch nicht erschienen war.

Aufgabe dieser Arbeit ist es, anhand des Textes aufzuzeigen, wie Karl May die sozialen Verhältnisse darstellt und zu einer Beurteilung dieser Darstellungsweise zu kommen. Es geht also hauptsächlich um das ›Wie‹, wobei es bei dem Umfang der Romane darauf ankommt, möglichst alle Aussagen zu dem Problem zu finden und in ihrer möglichen Widersprüchlichkeit zu berücksichtigen.

Im Wesentlichen wird die Darstellung der sozialen Verhältnisse in Deutschland untersucht, was sich aufgrund des Umfangs der Romane als erforderlich und sinnvoll erwies.

Zur Textgrundlage

Bei den untersuchten Romanen handelt es sich um Lieferungsromane für den Verleger Heinrich Gotthold Münchmeyer, der seit 1862 in Dresden eine »Kolportagefabrik« betrieb.⁴

-
- 2 Helmut Schmiedt: Karl May. Studien zu Leben, Werk und Wirkung eines Erfolgschriftstellers. Königstein/Ts. 1979; Frankfurt a. M. ²1987; Frankfurt a. M. ³1992; zitiert wird nach der 2. Auflage. – Friedhelm Munzel: Karl Mays Erfolgsroman »Das Waldröschen«. Eine didaktische Untersuchung als Beitrag zur Trivialliteratur der Wilhelminischen Zeit und der Gegenwart. Hildesheim/New York 1979.
 - 3 Ralf-Peter Martin: Wunsopotentiale. Geschichte und Gesellschaft im Abenteuerroman von Retcliffe, Armand, May. Königstein/Ts. 1983 (darin das Kapitel ›Abenteuer der Gerechtigkeit‹ zu Mays ›Waldröschen‹, S. 135–176).
 - 4 Gerhard Klufmeier/Hainer Paul: Karl May. Biographie in Dokumenten und Bildern. Hildesheim u. a. 1992, S. 91; zu den näheren Umständen der Zusammenar-

Von 1882 bis 1888 schrieb Karl May fünf Romane, von denen vier in Form von Heften und einer in einer Zeitschrift gedruckt wurden.

Die Originaltitel der Romane lauten:

- Waldröschen oder Die Rächerjagd rund um die Erde. Großer Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft von Capitain Ramon Diaz de la Escosura. Dresden 1882–1884
- Die Liebe des Ulanen. Original-Roman aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges von Karl May. In: Deutscher Wanderer. 8. Bd. (1883–1885)
- Der verlorne Sohn, oder Der Fürst des Elends. Vom Verfasser des Waldröschens. Dresden 1884–1886 (Band-Titel 1886: Der verlorne Sohn oder Der Fürst des Elends. Roman aus der Criminal-Geschichte)
- Deutsche Herzen, deutsche Helden vom Verfasser des »Waldröschen« und »der Fürst des Elends«. Dresden 1885–1887 (Band-Titel 1887: Deutsche Herzen – Deutsche Helden. Roman vom Verfasser »Waldröschen«, »Fürst des Elends« u. »Weg zum Glück«)
- Der Weg zum Glück vom Verfasser des »Waldröschen«, »Verlorner Sohn«, »Deutsche Helden« etc. Dresden 1886–1888 (Band-Titel 1888: Der Weg zum Glück. Roman aus dem Leben Ludwig des Zweiten von Karl May).⁵

Zur Untersuchung

Gliederung und Schwerpunktsetzung der Untersuchung ergaben sich nicht aufgrund vorformulierter Kriterien. Sie sind vielmehr Ergebnisse der Lektüre der Romane.

beit vgl. z. B. Hans Wollschläger: Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens. Zürich 1976, S. 58–69, sowie Dieter Sudhoff/Hans-Dieter Steinmetz: Karl-May-Chronik. Bd. 1 1842–1896. Bamberg/Radebeul 2005. Genauere Erscheinungsdaten kann man den editorischen Berichten in der historisch-kritischen Ausgabe entnehmen sowie: Hainer Plaul: Illustrierte Karl-May-Bibliographie. Leipzig 1988, Nr. 161, 169, 174, 180, 181, und Ralf Harder: Karl May und seine Münchmeyer-Romane. Eine Analyse zu Autorschaft und Datierung. Materialien zur Karl-May-Forschung Bd. 19. Ubstadt 1996.

5 Zitiert wird in dieser Arbeit nach der historisch-kritischen Ausgabe. Bargfeld 1994ff.; siehe Literaturverzeichnis, S. 63f.

Adel und Bürgertum

Zur Behandlung der Problematik in der Sekundärliteratur

Die Rolle des Adels und das Verhältnis zwischen Adel und Bürgertum werden in der Sekundärliteratur keineswegs einheitlich beurteilt. Im Folgenden werden aus einigen für die Karl-May-Forschung wichtigen Aufsätzen zentrale Aussagen über den Adel zitiert:

Sollte jemand zu dickfällig sein, weder das Romangeschehen noch sein Personal im gezielten Sinn zu verstehen, so bläut ihm der Erzähler mit nachdrücklichen Erläuterungen ein: es ist das aristokratische Prinzip, was die Welt im Innersten und Äußersten zusammenhält.⁶

Karl May halte »die Adligen für die Besten«. Da aber die Adeligen (im ›Waldröschen‹) passiv und hilflos blieben, müssten andere Personen »sich stark [machen] fürs aristokratische Prinzip«, nämlich Helden wie Karl Sternau, Curt Helmers und Mariano, die »ebenfalls Fürsten (sind), aber von besonderer Art«.⁹

Die Passivität des Adels betont auch Friedhelm Munzel. Er interpretiert dies jedoch als Beleg für die »Zukunftslosigkeit des Adels«. Auch seien im ›Waldröschen‹ die negativen Seiten des Adels sehr wichtig.¹¹

Die Glanzzeit des Adels ist vorbei; die Zukunft gehört dem Bürgertum, das sich aus seiner Unmündigkeit befreit, wie überhaupt allen Menschen, die für Freiheit und Gleichheit kämpfen (Juarez, Gerard, André, Geierschnabel usf.).¹²

6 Volker Klotz: Ausverkauf der Abenteuer. Karl Mays Kolportageroman »Das Waldröschen«. In: Probleme des Erzählens in der Weltliteratur. Hrsg. von Fritz Martini. Stuttgart 1971, S. 159–194 (169). Eine überarbeitete Fassung dieses Essays ist 1987 erschienen: Volker Klotz: Machart und Weltanschauung eines Kolportagerießers. Karl Mays »Das Waldröschen«. In: Karl May. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München 1987, S. 60–89 (Sonderband Text + Kritik).

7 Klotz: Ausverkauf der Abenteuer, wie Anm. 6, S. 169.

8 Ebd., S. 172.

9 Ebd.

10 Munzel: Karl Mays Erfolgsroman, wie Anm. 2, S. 189.

11 Vgl. ebd., S. 189f.

12 Ebd., S. 208.

Eine »Adaption aristokratischer Lebensweisen, der Adelstugenden und des höfischen Bildungsideals«¹³ stellt Gert Ueding für den Roman fest, versteht darunter jedoch »austauschbare Märchenfragmente«.¹⁴ Ueding sieht in der Kolportage Positionen der Aufklärung vertreten, wenn auch »blaß und schablonenhaft verzerrt«:¹⁵

Die unausgesprochene, wengleich deutliche Quintessenz des Romans lautet: Wenn Bürger regieren, wenn Bürger die Stelle des Adels übernehmen: wenn Dr. Karl Sternau Herzog von Olsunna ist, erst dann sind die Bedingungen für eine Welt geschaffen, in der Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit Privilegien aller Menschen sind.¹⁶

Ähnlich auch:

In seinen Helden verherrlicht Karl May den Bürger als den wahren, zeitgemäßen Protagonisten der Geschichte, den tugendhaften Bürger, den edelgedenkenden und -handelnden Angehörigen einer Mittelschicht, der noch sehr entfernt Züge des Citoyen bewahrt hat, in dessen Namen einst die Französische Revolution angetreten war.¹⁷

Eine Position, die stärker Widersprüchlichkeiten in den Romanen hervorhebt, formuliert Helmut Schmiedt:

Im Werk stehen anti-aristokratische Befreiung und pro-aristokratische Affirmation in dauerndem Wechsel miteinander, negieren sich fortgesetzt, ohne daß es bei diesem oder jenem Standpunkt bliebe.¹⁸

Ebenfalls eine stärkere Verknüpfung von Positionen sieht Ralf-Peter Martin in seiner Untersuchung des »Waldröschens«: »(...) dem Bürgertum gehört die Zukunft innerhalb der von der Adelsgesellschaft gesetzten Rahmenbedingungen.«¹⁹

Diese verschiedenen Auffassungen zeigen, dass sich Karl Mays Kolportageromane offensichtlich einer gängigen und glatten Interpretation entziehen. Durch eine ausführliche Textuntersuchung soll versucht werden, sich dem Problem, wie das Verhältnis Adel – Bürgertum dargestellt wird, anzunähern.

13 Gert Ueding: Glanzvolles Elend. Versuch über Kitsch und Kolportage. Frankfurt a. M. 1973, S. 110. Vgl. auch ders.: Rekonstruktion des Abenteurers. In: die horen. Zeitschrift für Literatur Grafik und Kritik. Heft 3/1974, S. 35–45.

14 Ueding: Glanzvolles Elend, wie Anm. 13, S. 111.

15 Ebd., S. 110.

16 Ebd., S. 121.

17 Gert Ueding: Irrgarten der Kolportage. In: Karl Mays Waldröschens. Ein Kolportageroman des 19. Jahrhunderts. SoKMG Nr. 1/1972, S. 12. Gleichlautend ders.: Werkartikel »Das Waldröschens«. In: Karl-May-Handbuch. Hrsg. von Gert Ueding in Zusammenarbeit mit Klaus Rettner. 2. erweiterte und bearbeitete Ausgabe. Würzburg 2001, S. 312–319 (317).

18 Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 91.

19 Martin: Wunschpotentiale, wie Anm. 3, S. 149.

Bürgerliche und adelige Helden

Die Helden der untersuchten Romane sind in drei Fällen Bürgerliche, Dr. Karl Sternau (›Waldröschen‹), Gustav Brandt (›Sohn‹), Wurzelsepp²⁰ (›Weg‹), einmal eine adelige Familie, nämlich die drei Generationen der Offiziersfamilie von Königsau (›Ulan‹), und einmal ein Prinz, der inkognito als Oskar Steinbach auftritt (›Deutsche Herzen‹).

Am Schluss der Romane sind auch die bürgerlichen Helden adelig: Karl Sternau ist Herzog von Olsunna, Gustav Brandt wird vom König zum Baron Brandt von Brandenstein ernannt, nachdem er vorher schon Fürst von Befour war, und der Wurzelsepp tritt plötzlich als ›Josef von Brendel, Königlicher Bayrischer Hauptmann a. D.‹ auf.²¹

Auch Nebenfiguren verwandeln sich in Adelige, vorzugsweise, weil sie als Kinder ihren adeligen Eltern geraubt worden sind, so Mariano in den echten Grafen Alfonso de Rodriganda (›Waldröschen‹), Robert Bertram in Baron Robert von Helfenstein (›Sohn‹), Fritz Schneeberg in Graf Friedrich von Goldberg (›Ulan‹), Nanon und Madelon Charbonnier in die Baronessen de Bas-Montagne (›Ulan‹) und Fex in Baron Curty von Gulijan (›Weg‹).

›Es herrscht in der Tat die von Volker Klotz betonte Titelsucht‹,²² selbst in der ›Wildnis‹: Die Indianer nennen Sternau ›Fürst des Felsens‹. Die Helden Sternau und Brandt werden als Bürgerliche vom Erzähler oft mit ›adeligen‹ Attributen ausgezeichnet: *Wie ein Fürst, wie ein König stand er vor ihnen (...)* (›Waldröschen‹, 35); *Hoch und breit von Gestalt, ein echter Enakssohn, trat er in der Haltung eines Königs ein.* (Ebd., 1036); *Man konnte sich keine ritterlichere Figur denken, als*

20 Der Untertitel des Romans lautet zwar »Roman aus dem Leben Ludwig des Zweiten«, der ›Märchenkönig‹ ist aber doch nicht mehr als eine wichtige Nebenfigur. Er beeinflusst den Lebensweg einiger Romanfiguren, muss aber selbst mehrere Male aus Lebensgefahr errettet werden, was wieder eher zur Rolle des ›passiven Adelige‹ passt als zu der eines Helden. Die Struktur des Romans ist stark episodenhaft mit in sich abgeschlossenen Handlungen (z. B. ›Der Samiel‹). Die verbindende Figur zwischen den Episoden ist der Wurzelsepp; er „ist also die eigentliche Zentralgestalt des Romans“ (Christoph F. Lorenz: Karl Mays zeitgeschichtliche Kolportageromane. Frankfurt a. M./Bern 1981, S. 279); vgl. auch Carsten Tech: Der Weg zum Glück. Ein Versuch mit Statistik. In: M-KMG 47/1981, S. 28–33 (›beherrschende Rolle des Wurzelsepp‹, S. 28).

21 Die Verwandlung des Wurzelsepp bleibt ziemlich unklar. Er kommt als eine Art Geheimpolizist nach Wien wegen des Barons von Stubbenau und gibt sich wohl deshalb als Josef ›von‹ Brendel aus. Allerdings ist es dann trotzdem unverständlich, woher er plötzlich Hochdeutsch sprechen kann. Im ›Anhang‹ des Romans (›Weg‹, 3475ff.) wird er völlig zu einer mystischen Figur. Er ist sehr reich, denn »(...) (i)ch hab' nicht nur Wurzeln graben, sondern ich hab' auch Dinge verrichtet, zu denen sonst ganz andere Kerlen genommen werden als der Wurzelsepp scheinbar ist. Das mag sein, wie es wolle, man mag sich den Kopf zerbrechen, wer und was ich eigentlich gewest bin. (...)« (›Weg‹, 3500f.)

22 Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 89.

ihn. (Ebd., 1058); »(...) Er, der arme Försterssohn, hat ganz die Prärogative einer fürstlichen Abstammung.« (›Sohn‹, 19).

»So wird das Vokabular, das die feudal-aristokratische Welt beschreibt, ständig herbeigerufen, um bürgerliches Verhalten zu charakterisieren.«²³



Dr. Carlos Sternau als ‚Matavase‘.

Abb. 1. Dr. Karl Sternau, der Fürst des Felsens (›Matavase‹)

Man könnte einwenden, dass Sternau *wie ein Fürst* aussieht, weil er der uneheliche Sohn des Herzogs von Olsunna ist. Sternau sieht seinem Vater zwar sehr ähnlich, es ist aber deutlich im Roman ausgeführt, dass diese Ähnlichkeit nur äußerlich ist und dass sein Charakter durch die Erziehung seines Pflegevaters ausgebildet worden ist: *Er hatte keine Ahnung davon, daß er der Sohn eines Herzogs sei und war von seinem Pflegevater in all' den ritterlichen Künsten und Fertigkeiten geübt worden, durch welche er ein solches Aufsehen erregte.* (›Waldröschen‹, 549) Der Lehrer Sternau wird in seinem Verhalten genauso dargestellt wie sein Pflegesohn (ebd., 443–549), während der Herzog von Olsunna nur negative Züge hat.²⁴

Die Anleihen bei der Welt des Adels verleihen den Helden noch mehr Glanz, soweit das überhaupt möglich ist. Besonders Sternau ist mit fast übermenschlichen Fähigkeiten ausgezeichnet. Er ist ein begnadeter Arzt (ebd., 40–46, 166–173, 1124: »(...) *Schon sein bloser Anblick, sein bloßes Wort bringt Heilung.*«); er »(...) *ist der größte Held der Prairie*« (ebd., 1351), und ohne ihn würden die Geheimnisse der Familie Rodriganda nie gelöst. Alle betroffenen Personen verlassen sich auf ihn. Rosa de Rodriganda ist auf seinen Schutz angewiesen (ebd., 288) – als Sternau durch Hinterlist eingesperrt wird, gelingt es den Feinden, sie mit Gift wahnsinnig zu machen. Als er wieder freikommt, genügt schon sein Anblick, um Hoffnung zu wecken: »*O, nun ist Alles, Alles gut!*« *frohlockte Frau Elvira unter Freudenthränen.* (Ebd., 315) Mariano, der einige Male von Sternau gerettet wird, drückt sein Vertrauen in diesen zwar sehr zugespitzt formuliert, aber durchaus stellvertretend für die anderen Personen folgendermaßen aus: »*Verzagen Sie noch nicht! Ich kenne Gott, der allmächtig ist, und ich kenne Sternau, den man fast auch allmächtig*

²³ Ebd., S. 90.

²⁴ Märtin dagegen hält Sternau für einen »verkappte(n) Adlige(n)« und meint, dass May erst mit Curt Helmers den »richtigen Bürgerlichen« geschaffen habe (Märtin: Wunschpotentiale, wie Anm. 3, S. 139f.).

nennen mag. Er bringt fertig, was kein Anderer vermag. (...)« (Ebd., 1614) und »Wäre ich ein Heide, so würde ich sagen, er sei ein Halbgott oder ein Liebling der Götter. Niemand kann ihm genug danken!« (Ebd., 1619)

Sternau wird gar mit Alexander dem Großen verglichen in seinem Bemühen, die Geheimnisse aufzudecken: *Und nun war dieser Held gar zur See gegangen, um den Knoten der Verwicklung zu zerhauen, wie einst der macedonische Alexander!* (Ebd., 1166)

Gustav Brandt, nachdem er die Szene als Fürst von Befour oder Fürst des Elends wieder betritt, ist mit ähnlichen Eigenschaften ausgestattet wie Sternau. Als Gustav Brandt ist er ein fähiger Polizist, als Fürst von Befour Retter der Armen:

»(...) Seit längerer Zeit giebt es hier einen Teufel und einen Engel. Der Teufel ist der geheimnißvolle Hauptmann, dessen Bande sich vor keiner verbrecherischen That scheut, und der Engel ist der Fürst des Elendes. So hat man ihn genannt. Wer er ist, das weiß man nicht, aber bereits seit mehreren Monaten erzählt man sich von Wohlthaten, welche an Armen und Elenden geschehen, ohne daß man erfährt, woher sie kommen. Man hat den unbekanntem Wohlthäter den Fürsten des Elendes genannt.« (›Sohn‹, 236)

In erster Linie will der Fürst zwar den wirklichen Mörder des Barons von Helfenstein und des Hauptmanns von Hellenbach überführen, nämlich Baron Franz von Helfenstein, den erwähnten ›Hauptmann‹, aber

auch er geht nicht nur seiner Rache nach, auch er ist schlechthin der Mann der Vorsehung, der die durch Schurkenstücke, aber auch durch soziales Elend gestörte Harmonie der Welt immer wieder herstellen muß.²⁵

Die Rache am Baron tritt zeitweise sogar in den Hintergrund, die Hilfe für die Armen scheint sich zu verselbständigen. Der Fürst des Elends wird eine »recht ins Kriegerische gewendete Christusgestalt«,²⁶ was von den Beteiligten auch durchaus so verstanden wird: *»Der Fürst des Elendes!« sagte der Weber. »Der ist ein Bote des Himmels, von Gott gesandt für die Armen und Kranken, gegen die Reichen und Bösewichte.«* (›Sohn‹, 876)

Der dritte der übermenschlichen Helden ist Oskar Steinbach, in Wirklichkeit Prinz Oskar (›Deutsche Herzen‹). Seine Aufgabe ist es, die

25 Erwin Koppen: Christliche Mythen bei Alexandre Dumas und Karl May. In: Mythos und Mythologie in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Helmut Koopmann. Frankfurt a. M. 1976, S. 209.

26 Ueding: Glanzvolles Elend, wie Anm. 13, S. 124. Vgl. auch Manuel Köppen/Rüdiger Steinlein: Karl May: Der verlorene Sohn oder Der Fürst des Elends (1883–85). Soziale Phantasie zwischen Vertröstung und Rebellion. In: Romane und Erzählungen des Bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen. Hrsg. von Horst Denkler. Stuttgart 1980, S. 281f. Dort wird eine Verbindung zu Ferdinand Lassalle gesehen.

in alle Welt zerstreuten Mitglieder der Familie Adlerhorst zu finden. Warum er dies tut, erfährt der Leser nicht.²⁷

Sternau und Brandt sind für den Leser sympathische Figuren, ähnlich wie Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi. Umso mehr muss die Darstellung Steinbachs erstaunen und befremden. Sein erstes Auftreten ist zunächst noch ›typisch‹ (›Deutsche Herzen‹, 44–48), wie auch die Beobachtung Paul Normanns zeigt:

»Dieser Mann macht einen bedeutenden Eindruck. Nicht nur seine Gestalt ist eine königliche, sondern man steht da unbedingt vor der Ahnung, daß man es mit einem ungewöhnlichen Geiste zu thun habe. Dieses dunkle Auge hat wirklich die Macht, in das Innere Anderer zu dringen.« (Ebd., 48)

Das Gleiche könnte auch über einen der anderen Helden gesagt werden. Aber vorher findet sich schon eine kleine Unstimmigkeit: *Als er sich die Notiz in sein Taschenbuch gemacht hatte, machte er eine sehr höfliche aber doch einigermassen gönnerhafte Verbeugung (...)* (Ebd.)

Steinbach ist als Diplomat im Orient, aber sein Verhalten passt überhaupt nicht zu den Aufgaben, die er zu erfüllen hat. Im Auftrag des Vizekönigs von Ägypten soll er Prinzessin Emineh ›begutachten‹. Er führt sich im Harem auf eine für ihn typische Art ein; auf die Frage des Haremswächters, was er wolle, antwortet Steinbach nämlich: *»Das geht Dich nichts an, Du Hund!«* Als Erklärung des Erzählers folgt: *Steinbach wählte diese grobe Antwort, weil er wußte, daß dies bei diesem verschnittenen Haremswächter mehr Eindruck machen werde, als die größte Höflichkeit.* (Ebd., 162)

In diesem Stil ›unterhält‹ sich Steinbach auch mit anderen Personen (ebd., 162–165). Den Kollajdschi-Baschi, den Oberaufseher, belehrt er: *»Nach Deiner Instruction habe ich mich gar nicht zu richten. Sie hat nur für gewöhnliche Vorkommnisse Geltung; mein Besuch aber ist ein außerordentliches Ereigniß.«* (Ebd., 165) Dann droht er ihm sogar mit der Bastonade.

›Diplomatisch‹ ist Steinbach auch nicht gegenüber Prinzessin Emineh und ihrer Freundin Gökala. Er hat sich auf den ersten Blick in Gökala verliebt und blamiert sich, indem er sie völlig unbedacht für die Prinzessin hält: *»Tausende preisen die Schönheit Emineh's, und Abertausende schwören, daß sie von keiner Anderen erreicht werde. Dir nur ist Keine gleich, folglich bist Du Emineh.«* (Ebd., 170) Emineh gibt ihm ein Etui an den Vizekönig mit, das er später öffnet. Der Erzähler rechtfertigt dies damit, dass das Etui ja nicht verschlossen gewesen sei (ebd., 197). Schwerlich vorstellbar, dass z. B. Sternau aus Neugierde solch eine Indiskretion beginge.

27 Auch das Schicksal der Familie Adlerhorst wird nicht aufgelöst. Eine Rekonstruktion der Vorgeschichte hat Walther Ilmer versucht; vgl. Walther Ilmer: Das Adlerhorst-Rätsel – ein Tabu? In: M-KMG 34/1977, S. 25–37 (26f.).

Die gleiche Arroganz wie im Harem zeigt Steinbach auch gegenüber den Beduinen. Er ist der vom Erzähler bekräftigten Meinung, *daß die erste Begegnung entscheidend ist, ob ein Fremder von diesen Halbwilden geachtet ist oder nicht* (ebd., 321), und diese Achtung will er sich durch Grobheit erwerben. Die Beduinen sind aber anderer Ansicht, und die Situation wird nur durch Krüger Bei gerettet, der glücklich ist, in Steinbach einen Landsmann zu treffen.

Szenen wie die hier erwähnten lassen sich im ganzen Roman finden. Ilmer stellt zu Recht fest: »In nahezu jeder Szene, die einen Steinbach-Auftritt bringt, entdeckt der Leser eine rüde Note.«²⁸



Steinbach hat jedoch nicht nur solche unangenehmen Charakterzüge. Immer wieder lassen sich auch Beispiele finden, die ihn liebenswürdiger erscheinen lassen. So liebt er Gökala aufrichtig, und er verwirft ihren Einwand, sie sei ihm vielleicht nicht ebenbürtig: »*Was frage ich nach der Gleichheit des Standes, wenn ich nur Dich habe!*« Da sie aber die Freundin der Prinzessin sei, könne sie wohl nicht *das Kind obscurer Eltern sein* (ebd., 229). Er braucht allerdings nicht den Beweis für seine Behauptung anzutreten, da Gökala (oder Semawa, wie ihr

Abb. 2. Oskar Steinbach als Tan-ni-kay, der Fürst der Bleichgesichter

richtiger Name lautet) die Tochter eines indischen Maharadschas ist.

Als in der Wüste Steinbachs Führer, ein Beduine, betet, *hatte (Steinbach) sein Gesicht auch nach Osten gewendet und in stillem Ernste das Gebet des Führers mit angehört. Das gefiel diesem.* (Ebd., 313)

So zeigt sich Steinbach als ein sehr widersprüchlicher Charakter, aber insgesamt bleibt beim Leser doch ein negativer Eindruck.²⁹

Natürlich beabsichtigte der Autor, hier einen zweiten positiv einnehmenden Karl Sternau aufs Papier zu bannen – aber genau betrachtet ist dieser Steinbach kein sympathischer Bursche. Er ist vielmehr anmaßend, selbtherrlich, theatralisch, steht in schroffem Gegensatz zu Sternau, zu Königsau, zum Wurzelsepp.³⁰

28 Walther Ilmer: »Mißratene« Deutsche Helden. In: Karl Mays Deutsche Herzen und Helden. SoKMG Nr. 6/1977, S. 10.

29 Eine andere Rezeption der Leser im wilhelminischen Deutschland ist natürlich möglich.

30 Ilmer: »Mißratene« Deutsche Helden, wie Anm. 28, S. 10. Ebenso auch ders.:

Man kann nur Vermutungen anstellen, warum Karl May dieser Held so ›mislungen‹ ist. Einerseits ist der ganze Roman voller inhaltlicher Widersprüche und unaufgelöster Rätsel, andererseits ist es doch auffällig, dass ausgerechnet dieser gar nicht so strahlende Held ein Adelige ist. Ilmer interpretiert Steinbachs negative Züge als »Machtlüsternheit und arrogante Aggressivität des Standesprivilegierten«. Karl May habe unbewusst seine Abneigung »gegen die Großen« auf Steinbach projiziert.³¹ Festzuhalten bleibt auf jeden Fall, dass May Steinbach nicht absichtlich so relativ negativ dargestellt haben kann, denn das widerspricht nicht nur der Gattung Kolportage, sondern auch dem Gesamtwerk Karl Mays.

Die Sibirien-Episode ist in diesem Zusammenhang sehr interessant, denn vielleicht zeigt sich hier für einen kurzen Moment eine Einsicht des Autors in die von ihm aufgebauten Widersprüche.

Mit der tatkräftigen Hilfe Sam Barths soll eine große Gruppe Verbannter befreit werden. Steinbach, der erst später in Platowa eintrifft, will nichts davon hören: (...) *Ihr mögt Eure guten Gründe dazu gehabt haben, aber wenn Du es mir ausführlich erzähltest, so müßte ich Alles aufbieten, das, was Ihr gethan habt, ungeschehen zu machen.*« (›Deutsche Herzen‹, 2573) Der erstaunte Sam Barth und auch der Leser erfahren wenig später, warum Steinbach so abweisend ist. Dank seiner guten Beziehungen zum Zarenhof tritt er in Sibirien nämlich als General der russischen Kavallerie auf, *die breite, mächtige Brust mit zahlreichen, funkelnden Orden geschmückt* (ebd., 2606).³²

Auch als die Befreiung gelungen ist, bleibt Steinbach zurückhaltend, nennt Sam unvorsichtig (ebd., 3022) und *fühlte sich verstimmt. Der dicke Sam wagte zu viel und hatte ohne alle Erlaubniß gehandelt. Das konnte ja leicht verhängnißvoll werden.* (Ebd., 3026)

Alle anderen sind Sam allerdings sehr dankbar und bewundern ihn. Steinbach dagegen hält ihm eine Strafpredigt (ebd., 3028f.). Er kann den von ihm gesuchten Personen und noch einigen anderen (z. B. dem Bruder Sams) auf seine Weise helfen, indem er Blankoformulare des Zaren ausfüllt; aber die große Zahl der übrigen Verbannten interessiert ihn nicht. Es geht ihm mehr darum, dass der Major, der wohl für die Flucht der Verbannten verantwortlich gemacht werden wird, keine Unannehmlichkeiten bekommt (ebd., 3090).

Die Befreiung der Verbannten wird vom Leser durch die Sympathie lenkung des Erzählers als etwas Gutes und Richtiges empfunden – wo-

Werkartikel ›Deutsche Herzen, Deutsche Helden‹. In: Karl-May-Handbuch, wie Anm. 17, S. 331–335.

31 Ilmer: »Mißratene« Deutsche Helden, wie Anm. 28, S. 25. Vgl. dagegen ders.: Das Adlerhorst-Rätsel, wie Anm. 27, S. 30f. (Steinbach als Vateridentifikation).

32 Später heißt es *Generallieutenant der russischen Gardekavallerie* (›Deutsche Herzen‹, 3074).

bei vom Erzähler nie bezweifelt wird, dass es sich ausnahmslos um un- schuldig Verurteilte handelt –, und so ist Steinbach in dieser Episode ziemlich isoliert, was auch noch dadurch verstärkt wird, dass er erst auftaucht, als Sam schon alles allein organisiert hat.

Steinbachs Verhalten kann nur damit erklärt werden, dass er sich zum einen dem Zaren verpflichtet fühlt,³³ zum anderen offensichtlich nicht damit einverstanden ist, dass etwas ohne seine Erlaubnis geschieht. Es handelt sich dabei nicht um eine einzelne Formulierung, sondern um mehrere Äußerungen Steinbachs bzw. des Erzählers. Wie oft in Mays Werk zeigt sich auch hier, dass der Held es nicht tolerieren kann, wenn andere Personen eigenständig handeln. Während aber z. B. Old Shatterhand dabei in der Sache meistens recht hat (weil der Autor es so einrichtet), kann der Leser hier den Unmut Steinbachs nicht unbedingt nachvollziehen – ein weiteres Indiz für das Herausfallen aus dem ›Heldenschema‹

Standesschranken und ihre Überwindung durch Heirat³⁴

Fast alle positiven Figuren heiraten,³⁵ spätestens am Schluss des Romans. So findet im ›Sohn‹ gar eine Massenhochzeit statt, arrangiert von Gustav Brandt:

Dabei fragte sie: »Aber was soll der herrliche Altar, welcher unten in dem Saale errichtet war?« Er drückte sie an sich und flüsterte ihr in das Ohr: »Hochzeit morgen!« Sie nickte mit glücklichem Lächeln und fragte: »Und die Anderen mit?« »Außer Robert und Fanny Alle, welche noch unvermählt sind. (...)« (›Sohn‹, 3199)

Der Försterssohn Gustav Brandt unterhält sich hier mit seiner zukünftigen Frau, Baronesse Alma von Helfenstein. So wie in diesem Fall heiraten in Mays Kolportageromanen oft Adelige und Bürgerliche untereinander. Im Folgenden soll untersucht werden, wie solche Verbindungen zustande kommen und welche eventuellen Schwierigkeiten sich für die Paare bis zum Happy End ergeben.

33 »Verbannten in Sibirien Waffen zu verschaffen und sie dem Zugriff der Obrigkeit zu entziehen, ist nun einmal ein strafbares Delikt und kann nicht von einem veritablen General der russischen Kavallerie gedeckt werden!« Ilmer: »Mißratene« Deutsche Helden, wie Anm. 28, S. 11.

34 Zum Frauenbild im ›Waldröschen‹ und den in diesem Roman zutage tretenden Wertvorstellungen – ohne den Aspekt der Standesschranken – vgl. Bettina Müller: Zur Darstellung der Frau und der Beziehung der Geschlechter in Karl Mays ›Waldröschen«. SoKMG Nr. 65/1986. Zu den Liebesgeschichten allgemein in den Kolportageromanen siehe: Hermann Wohlgschaft: »Sie küßte ihn mit der Gluth eines treulosen Weibes«. Liebesgeschichten in Karl Mays Kolportageromanen. In: JbKMG 1998, S. 253–292.

35 Wohlgschaft hat etwa »hundertundfünfzig ›Liebesbeziehungen‹« gezählt, und »fast sämtliche Liebespaare erfreuen, oft freilich erst im Finale, durch Verlobung und Heirat« (Wohlgschaft: Liebesgeschichten, wie Anm. 34, S. 259 und 263).

Sternau trifft Rosa de Rodriganda in Paris, wo sie sich aber als Gesellschafterin der Condesa ausgibt. Die beiden *liebten einander unaussprechlich, aber auch ebenso unglücklich* (›Waldröschen‹, 14). Die angebliche Gesellschafterin Rosetta erzählt nämlich Sternau, sie habe ein Gelübde abgelegt unverheiratet zu bleiben. Sternau versteht dies nicht und ist zutiefst unglücklich. Einige Zeit später wird er von Rosa nach Rodriganda gerufen, um dem Grafen das Leben zu retten. Zunächst glaubt Sternau immer noch, er habe eine Gesellschafterin vor sich. Ihre Wirkung auf ihn ist ihm allerdings nicht ganz begreiflich:

Er öffnete die Arme und wollte ihr entgegenzueilen; aber es ging ihm wie damals in Paris: Sie, die einfache Gesellschafterin, stand vor ihm so stolz, so hoch und hehr wie eine Königin; sein Fuß stockte, er wagte es nicht einmal, ihre Hand zu erfassen. (Ebd., 17)

Eine *Königin* ist ›Rosetta‹ nun nicht gerade, aber doch immerhin eine Condesa aus einem alten spanischen Adelsgeschlecht, und er ist zwar ein berühmter Arzt, aber noch nicht einmal mit einem einfachen ›von‹ vor seinem Namen. So macht Rosa dem ahnungslosen Sternau klar:

»(...) *Ich bin Ihnen bisher ein Räthsel gewesen, aber morgen werden Sie im Stande sein, dieses Räthsel zu lösen, und dann werden Sie begreifen, daß die Trennung unser einziges Schicksal ist.* (...) *Carlos, grollen wir dem Schicksale nicht, sondern suchen wir unser Glück in der reinen Freude darüber, daß unsere Herzen sich gehören, obgleich uns die Verhältnisse trennen.* (...)« (Ebd., 18)

Am nächsten Tag erfährt Sternau die Wahrheit: »(...) *O mein Gott, wie traurig ist das! Ja, nun weiß ich, warum wir scheiden müssen.* (...)« (Ebd., 27)

Ganz hoffnungslos ist die Situation aber doch nicht. Sternau rettet zunächst einmal den Grafen Emanuel und will ihn auch noch von seiner Blindheit heilen. Vorher muss er sich gegen einen Überfall von Räubern verteidigen, die ihn im Auftrag des Schurken Gasparino Cortejo umbringen sollen. Er *befand sich glücklicherweise nicht zum ersten Male in einer solchen Lage* (ebd., 89) und hat deshalb keine Schwierigkeiten, mit den Angreifern fertig zu werden. Rosa, die sich bei ihm befindet, ist inzwischen halb ohnmächtig geworden. Als sie es wieder wagt, die Augen zu öffnen, dachte sie

an keine Rücksicht, an keine Scheu, sie dachte nur daran, daß er getödtet werden sollte, und doch noch lebend war. Sie warf sich an seine Brust, schlang die Arme um ihn, und legte mit lautem Schluchzen des Entzückens ihr Köpfchen an sein Herz. (...) *Sie legte sich abermals an seine Brust, und als sie ihre herrlichen Augen zu ihm erhob, strahlte aus ihnen ein solcher Strahl von Liebe, Hingebung und Be-*

36 Im Text *Contezza*.

wunderung, daß er nicht widerstehen konnte; er beugte sich zu ihr hernieder und legte seine Lippen zu einem langen, innigen Kusse auf ihren Mund. (Ebd., 90f.)

Von einer Trennung ist jetzt keine Rede mehr. Die Ereignisse überschlagen sich – der Graf kann nach einer Operation wieder sehen, wird aber von Cortejo mit Hilfe eines Giftes wahnsinnig gemacht und dann entführt. Nur Sternau kann hier helfen.

Er streckte ihr beide Hände entgegen. »Donna Rosa, mein Leben gehört Ihnen, und ich werde es der Aufgabe widmen, Ihren Vater aufzufinden!« Sie ergriff seine Hände, blickte ihm innig in die treuen Augen und lag im nächsten Augenblicke an seiner Brust. Amy weinte vor Mitgefühl und Freude und sagte: »Ihr verdient es, einander zu gehören! O, könnte ich doch auch helfen, Euch glücklich zu machen!« (Ebd., 265f.)

Aber noch vergehen einige Monate, in denen Sternau im Gefängnis eingesperrt ist, flieht und die inzwischen ebenfalls wahnsinnig gemachte Rosa befreit und mit in seine Heimat Rheinswalden bei Mainz nimmt. Dort versetzt er seine Mutter, seine Schwester und den Oberförster Hauptmann von Rodenstein mit der Bemerkung in Erstaunen: *»(...) Hören Sie: Ich werde höchst wahrscheinlich die Tochter eines spanischen Grafen heirathen.« (Ebd., 382)*

Ohne Beziehungen ist dies jedoch nicht möglich, denn: *»Die Behörden werden ein Wort mit drein reden wollen (...)!« (Ebd., 441)* Sternau hat jedoch Fürsprecher: einen Staatsanwalt (*»Die Behörden überlassen Sie mir, Herr Doktor (...)!« [ebd.]*), einen Geheimrat (*Er besitzt großen Einfluß am Hofe [ebd., 1025]*) und endlich sogar den Großherzog (*Der Großherzog will alle Hindernisse beseitigen [ebd., 1079]*). So kann dann in Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin die Vermählung des (noch) bürgerlichen Dr. Karl Sternau mit der Condesa Rosa de Rodriganda-Sevilla stattfinden (ebd., 1080). Später kann Otto von Rodenstein den Herzog von Olsunna, der inzwischen herausgefunden hat, dass Sternau sein Sohn ist, in Bezug auf eine mögliche ›schlechte Partie‹ beruhigen: *»(...) Er hat keine Mesalliance eingegangen.« »Nach dem Maßstabe eines Arztes?« »Allerdings auch nach diesem nicht. (...) O, Freund Karl hat keine Mesalliance gethan; das fällt ihm gar nicht ein! (...)!« (Ebd., 1162, 1164)* Sternau hätte also auch als Arzt ›unter seinem Stand‹ heiraten können. Da er der alles überragende Held des Romans ist, wird nicht in Zweifel gezogen, dass er, der Bürgerliche, es wert ist, eine spanische Adelige zu heiraten.

2. Otto von Rodenstein und Prinzessin Flora von Olsunna

Die Ausgangssituation ist ähnlich wie bei Sternau und Rosa de Rodriganda. Otto von Rodenstein und Flora von Olsunna verlieben sich ineinander, ohne Näheres voneinander zu wissen: *Es wurde mit einem Male hell und klar in ihr. Sie liebte ihn, sie liebte ihn! Sie, die Tochter*

eines Herzogs, diesen unbekanntem Maler! Welch ein Gedanke! (›Waldröschen‹, 1096) Auch nachdem sie seine traurige Geschichte gehört hat, ist sie noch fest entschlossen ihn zu heiraten:

»Flora, meine süße, herrliche Flora, hast Du mich lieb, wirklich lieb?« (...) *»Sehr, o sehr!«* lispelte sie. *»Und Du willst mein Eigen sein und bleiben, trotzdem der Vater mich verstieß?«* *»Ich werde Dir ihn und die ganze Welt ersetzen, mein –«* *»Otto,«* ergänzte er. (Ebd., 1102)

Otto von Rodenstein erfährt nur ihren Vornamen und weiß nicht, dass sie eine Prinzessin ist. Flora weiß um die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich dieser Verbindung entgegenstellen (ebd., 1105f.). Ihr Vater, der Herzog von Olsunna, hat mittlerweile von der Zigeunerin Zarba erfahren, dass er einen unehelichen Sohn hat. Falls dieser Sohn gefunden wird, muss Flora auf Erbe und Titel verzichten und erhält ›nur‹ ihr mütterliches Erbteil. Der Herzog meint: *»(...) Dein mütterliches Erbtheil beträgt nur zwei Millionen, es gehört zwar unbeschränkt nur Dir, aber Du siehst ein, daß es zu wenig ist, eine standesgemäße Ehe zu schließen.«* (Ebd., 1114) Diese Entwicklung ist für Flora natürlich sehr günstig. So kann sie ihrem Vater lachend antworten: *»Nun, so schließe ich eine nicht standesgemäße Ehe. Dazu werden die zwei Millionen gewiß hinreichend sein!«* (Ebd., 1114) ›Standesgemäß‹ ist die Verbindung für die Tochter des Herzogs nicht, obwohl Otto von Rodenstein auch adelig ist. Aber es gibt eben Unterschiede zwischen einem ›von Rodenstein‹, der dazu ein von seinem Vater verstoßener Maler ist, und einem Herzog von Olsunna. *Der Herzog schwieg. Seine Augen schlossen sich, und sein Kopf sank leise in das Kissen zurück. So lag er lange, lange wortlos da.* (Ebd., 1115)

»Mein Kind, ich habe soeben einen schweren Kampf durchkämpft, einen Kampf mit meinem Rechte und den Ansichten unseres hohen Standes, und ich habe – gesiegt. Die Tochter des Herzogs von Olsunna liebt einen obskuren Edelmann, einen von seinem Vater Verstoßenen! Du wirst glauben, daß dieses Geständniß mich erschüttert hat. Ich sehe darin eine wohl verdiente Strafe für mich, denn ich habe die Liebe einer gewöhnlichen Erzieherin, die Liebe von sogar noch tiefer stehenden Mädchen besessen und – betrogen. Meine Liebe war unlauter, die Deinige aber ist rein. (...) Ich stehe am Rande des Grabes; da rechnet man mit anderen Faktoren als im vollen, frischen Leben. Ich sehe den Menschen, aller äußeren Würden, alles falschen Glanzes entkleidet, den ihm eine zufällige Geburt verleihet, ich taxire jetzt mit dem Auge Gottes, vor dem nicht der Rang, sondern nur die Eigenschaft des Herzens gilt (...).« (Ebd., 1115f.)

Der Herzog macht allerdings die Einschränkung, dass Flora ›standesgemäß‹ heiraten müsse, wenn ihr Bruder nicht gefunden werde, denn: *»(...) Der Name Olsunna darf nicht aussterben; die Traditionen unseres Geschlechtes müssen erhalten und fortgeführt werden (...).«* (Ebd., 1116)

Wenig später lernen Flora und ihr Vater Sternau kennen, ohne zu ahnen, dass er der Gesuchte ist. Dies finden sie erst mit Ottos Hilfe heraus.

Als Otto erfährt, dass er der Schwiegersohn eines Herzogs werden soll, bricht er zusammen, denn er glaubt nicht an die Möglichkeit einer Heirat mit Flora:

»Eine Herzogin und – und ein verstoßner Sohn! O, warum hast Du mir das gethan! Wir dürfen uns nie, nie gehören! Du kennst die Pflichten Deines hohen Standes, diese Pflichten, auf denen der Fluch so manches gebrochenen Herzens ruht.« (Ebd., 1156f.)

Flora kann ihn aber beruhigen: *»Was geben mich diese Pflichten an! Vater hat mich von ihnen entbunden. (...)*« (Ebd., 1157) Und der Herzog sagt:

»(...) Ich denke jetzt nicht an meinen Rang, sondern an das Glück meines Kindes. Sie sind Künstler. Der Adel der Kunst steht vielleicht noch höher als der Adel der Geburt. Es gibt Könige, Herzoge, Fürsten, Grafen und Ritter des Geistes. Nun wohl, Sie gehören diesem Adel an; Sie stehen nicht auf der niedersten Stufe desselben; Sie sind mir und meiner Tochter ebenbürtig. Sie sind ein reiner, edler Mann und haben unverschuldet viel gelitten. (...)« (Ebd., 1158)

Karl May lässt hier zum ersten Mal in den Kolportageromanen eine Romanfigur die Meinung vertreten, dass es neben dem Geburtsadel auch einen ›Adel der Kunst‹, einen ›Adel des Geistes‹ gebe. Dieser Einsicht des Herzogs allein verdanken Flora und Otto allerdings nicht ihr Glück. Zum einen hat der Herzog ein schlechtes Gewissen wegen seines früheren Lebens und sieht in der Liebe Floras zu Otto *eine wohl verdiente Strafe* (ebd., 1115). Zum anderen hat er durch Otto seinen Sohn gefunden – wieder hat der zwar nicht Bürgerliche, in den Augen des Herzogs aber doch fast Bürgerliche einem Adelligen geholfen – und kann sich jetzt schlecht undankbar zeigen: *»Sie sind es, der mir heut Licht in dieses Dunkel brachte, dem ich das Glück verdanke, welches mir neue Kräfte giebt. Zweifeln Sie an meiner Dankbarkeit?«* (Ebd., 1157)

Und der Hauptmann von Rodenstein muss den ›verlorenen Sohn‹ natürlich wieder aufnehmen, nachdem dieser ihm eine Prinzessin als Schwiegertochter nach Hause bringt:

Da warf er jubelnd beide Arme in die Luft und rief: »Es ist wirklich wahr! Mein Junge heiratet eine Herzogin! Er ist ein Kerl, vor dem sogar ein König Respect haben muß! Victoria! Halleluja! Hosianna, Davids Sohn! Hussa! Hurrah! (...)« (Ebd., 1239)

3. Eusebio, Herzog von Olsunna und Frau Sternau, geb. Wilhelmi

Der Herzog von Olsunna lebt als junger Mann mit seiner kleinen Tochter Flora in Saragossa:

Er galt als ein strenger Katholik, eifriger Patriot und stolzer, finsterner Aristokrat. Viele aber wollten behaupten, daß er den Freuden des Lebens keineswegs abge-

neigt sei und sich im Verborgenen manchen Genuß bereite, von welchem er seinem Beichtvater nicht das Mindeste mittheile. Seine Freunde suchten ihn, seiner Stellung und seines Einflusses wegen; seine Feinde haßten ihn, und seine Umgebung, seine Dienerschaft fürchtete ihn und zitterte vor ihm. (»Waldröschen«, 443f.)

Diese Charakterisierung wird durch den weiteren Verlauf der Ereignisse bestätigt (ebd., 443–549). Der Herzog sieht die deutsche Gouvernante Fräulein Wilhelmi, bringt sie dazu, Gouvernante seiner Tochter zu werden, betäubt sie eines Abends mit einem Liebestrank und vergewaltigt sie. Fräulein Wilhelmi wird schwanger und heiratet den Lehrer Sternau, der sie schon seit langem liebt. Der Herzog weiß nicht, dass er einen Erben hat, und erfährt dies erst viel später von der Zigeunerin Zarba. Nach den schon erwähnten Ereignissen um Flora und Otto von Rodenstein bittet er die verwitwete Frau Sternau um Verzeihung und will sie heiraten. Frau Sternau vergibt ihm zwar, hat aber zunächst Bedenken gegen eine Heirat:



Abb. 3. Oberförster von Rodenstein bittet für den Herzog von Olsunna um Frau Sternaus Hand.

»(...) Es ist eine glanzvolle Zukunft, welche mir entgegenwinkt, aber ich glaube nicht, daß sie mir den Frieden zu ersetzen vermag, den ich hier in der Stille und Einsamkeit gefunden habe und den ich um keinen noch so hohen Preis verlieren oder verkaufen möchte.« (Ebd., 1227)

Da aber von ihr das Glück so vieler Menschen abhängt, willigt sie schließlich ein:

»Mein bester Herr Hauptmann, es ist wirklich ernst gemeint. Ich danke Ihnen herzlich und erkläre, daß ich bereit bin, die Gemahlin eines Herzoges zu werden, nicht des Glanzes willen, sondern um Derer willen, die ich liebe und welche diese Verbindung wünschen.« (Ebd., 1235)

Nicht die Liebe des Paares führt hier zur Ehe wie bei den anderen, denn der Herzog hat durchaus eigennützige Motive: So kann sein Erbe nachträglich legitim werden, und vor allem beruhigt er sein Gewissen.

4. Curt Helmers und Rosa Sternau, genannt »Waldröschen«

Curt Helmers, Sohn eines Steuermanns, und »Röschen«, die Tochter von Dr. Karl Sternau und Rosa de Rodriganda, wachsen trotz des Standesunterschieds (da Röschen auch die Enkelin des Herzogs von Olsunna ist) gemeinsam auf. Curt macht Karriere in der Armee, und so sehen sie sich einige Jahre nicht. Ihr Wiedersehen gestaltet sich zunächst recht förmlich, da Curt von der Schönheit Röschens offensichtlich überwäl-

tigt ist und sich dann daran erinnert, dass er eine Prinzessin vor sich hat. Er nennt sie ›Hoheit‹ und ›Prinzeß‹ (›Waldröschen‹, 1737). Röschen lacht allerdings nur darüber: »Curt, warum haben Sie denn früher nicht an diese Verhältnisse gedacht? Ich bin Röschen gewesen und Sie waren Curt; so war es und so bleibt es hoffentlich! (...)« (Ebd.)

Die beiden lieben sich; Curt jedoch hält diese Liebe zunächst für aussichtslos:

Er war kein Kind mehr, er wußte, daß er sie liebte, liebte mit der ganzen Gluth seines Herzens, mit jedem Gedanken seines Herzens, mit jedem Athemzuge seines Mundes. Aber er kannte auch den Abstand zwischen ihr und ihm; seine Liebe war hoffnungslos, aber nicht unglücklich, denn sie war seelisch, war rein, war frei von jedem Eigennutze. (Ebd., 1799)

Dieser Abstand verringert sich dann allerdings nach einer Liebesszene beträchtlich (ebd., 1846ff.). Nachdem Curt – wenn auch verspätet – den Schatz seines Onkels aus Mexiko erhalten hat, ist er zumindest finanziell seinen adeligen Freunden ebenbürtig. Der Hauptmann von Rodenstein, der noch in einem früheren Stadium des Romans zu Sternau gesagt hat: »Man heirathet, wen man lieb hat!« (ebd., 383), sieht sich hier genötigt, auf den Standesunterschied und damit die Unmöglichkeit einer Heirat hinzuweisen:

»Du, ich glaube gar, Du bist verliebt, Mensch! Mache keine Dummheiten! Wenn Du partout ein elender, unglücklicher Kerl werden willst, so suche Dir meinetwegen ein Hauskreuz, das Waldröschen aber ist nichts für Dich. Der Ort, auf dem sie wächst, ist für Dich zu hoch.« (Ebd., 1895)

Röschen, die eine sehr selbstbewusste junge Dame ist, ist da allerdings ganz anderer Ansicht (ebd., 1900). Da Curt immer noch Bedenken und Zweifel hat, muss sie ihn daran erinnern, dass ihr Vater zwar Herzog von Olsunna, aber *auch der Sohn einer Erzieherin*, und ihre Mutter zwar Gräfin de Rodriganda, aber jetzt *nur die Frau eines Arztes* (ebd., 3084) seien. Die endgültige Entscheidung fällt am Schluss des Romans durch Sternau:

»(...) Unsere Schicksale haben uns gelehrt, daß der Mensch nur so viel werth ist, als er selbst wiegt, und daß Rang, Stand und Besitz nur eine sehr nebensächliche, decorative Bedeutung besitzen. Daher wird es Keinen von uns überraschen, daß Curt, der Steuermannssohn, mein und unser Aller Retter, durch das, was er für uns that, sich uns Allen gleich und ebenbürtig gestellt hat. (...) Röschen, stehe auf und sage unserem Retter, daß er von uns die Erlaubniß empfängt, Dir sein Andenken an die Höhle des Königsschatzes an Eurem Ebrentage als Brautgeschmeide anzulegen (...)« (Ebd., 3800f.)

Wieder einmal hat sich der bürgerliche Held als Retter erwiesen. Wie die Beispiele Karl Sternau, Otto von Rodenstein und Curt Helmers

zeigen, »triumphiert die Liebe (...) über die Standesschranken«. ³⁷ Hinzuzufügen wäre noch, dass sich diese Personen unentbehrlich gemacht haben bzw. einem Adligen wenigstens einen großen Dienst erwiesen haben. Die positiv gezeichneten Adligen können sich danach unmöglich undankbar zeigen: »Wie im Märchen klingt im WR die Liebe auch als Belohnung der außergewöhnlichen Tat an.« ³⁸

5. Gustav Brandt und Baroness Alma von Helfenstein

Die Förstersfrau Frau Brandt ist Almas Amme gewesen und so sind Gustav und Alma fast wie Geschwister aufgewachsen. Auch hat Baron Otto von Helfenstein Gustavs Ausbildung bezahlt.

Ihre gegenseitige Zuneigung scheint zunächst nur Geschwisterliebe zu sein (›Sohn‹, 14, 19, 34), doch ist aufgrund von Andeutungen des Erzählers schon bald etwas anderes zu vermuten: *War es schwesterliche Freude oder war es etwas noch Anderes – sie gab sich darüber keine Rechenschaft (...)* (ebd., 14); *Sie hatte da einen Gedanken ausgesprochen, welcher zwar als leise, unbestimmte Ahnung in ihrem Herzen gelegen hatte, aber niemals zum greifbaren Ausdruck gekommen war.* (Ebd., 19)

Nach dem Willen des Vaters soll Alma den Hauptmann von Hellenbach heiraten, also eine Standesehe eingehen. Sie ist verzweifelt, liebt sie doch, wenn auch noch eher unbewusst, Gustav Brandt. Dieser ist sich über seine Gefühle auch noch nicht im Klaren; Alma scheint für ihn unerreichbar zu sein.

Als Gustav unter Mordverdacht steht, verhält sich Alma völlig unverständlich (für den Leser): Sie beschuldigt Gustav des Mordes an Hellenbach und behauptet, den Mord gesehen zu haben, obwohl sie erst nach der Tat hinzugekommen war. Sie sagt aus: *»Ich kann, ich darf es nicht leugnen; ich muß die Wahrheit sagen: Ja, er ist es gewesen«* (ebd., 54) und *»Ich darf nicht lügen! Es ist kein Verdacht, es ist die unbestreitbare Gewißheit, daß Du der Thäter bist. Lebe wohl, auf ewig!«* (Ebd., 55)

Auch im Prozess bleibt sie bei der Behauptung, die entscheidend für die Verurteilung Gustavs ist (ebd., 102f.). ³⁹ Der König macht ihr Vorwürfe wegen ihres Verhaltens (ebd., 122). In der Nacht nach der Verurteilung erkennt sie plötzlich ihre Schuld, aber es ist zu spät, noch etwas zu ändern: *»Ja, Gustav, Du bist unschuldig! Und ich bin es, die Dich in das Elend gestürzt hat! Kein Gott kann mir verzeihen!«* (Ebd., 124)

37 Munzel: Karl Mays Erfolgsroman, wie Anm. 2, S. 182.

38 Ebd., S. 183. Röschen sagt zu Curt: *»Und nun will ich Dir auch den Preis sagen, den ich darauf setze, daß Du uns meinen Papa bringst.«* (›Waldröschen‹, 3083)

39 Monika Evers gibt als mögliche Erklärung für dieses unverständliche Verhalten Almas eine Spiegelung der Szene in Mays Autobiographie, in der die Mutter ihn der Brandstiftung beschuldigt (Monika Evers: Karl Mays Kolportageroman ›Der verlorene Sohn‹. Tagtraum und Versuch der literarischen Bewältigung persönlicher Existenzprobleme des Autors. In: JbKMG 1981, S. 118–121).

Die beiden sehen sich erst zwanzig Jahre später wieder; allerdings weiß Alma vorerst nicht, dass der Fürst von Befour Gustav Brandt ist (ebd., 191f., 259f.). Alma gesteht dem Fürsten, dass sie Gustav geliebt habe (ebd., 272). Als der Fürst ihr ein Bild Gustavs gibt, *loderte die Liebe in hellen Loben und Flammen aus ihr empor* (ebd., 274). Sie würde zu ihm gehen, wenn er nicht (wie sie glaubt) verheiratet wäre. Später erfährt sie die Wahrheit (ebd., 2056ff.). Einer Verbindung der beiden steht nun nichts mehr im Wege, da Gustav Brandt ja Fürst von Befour geworden ist:

»Ja, ich war sehr unglücklich, meine Alma, doch ist es zu meinem Heile gewesen. Gott hat mich dafür in anderer Weise gesegnet. Hätte die Baronesse den armen, bürgerlichen Försterssohn lieben dürfen?« »Ich hätte nicht darnach gefragt. Du wärst avancirt. Vielleicht wärst Du heute –« »Polizeiminister, nicht?« lächelte er. »Warum nicht?« »Nun, so ist es doch immerhin besser. (...)« (Ebd., 2088)

6. Robert Bertram und Fanny von Hellenbach

Robert Bertram ist der zweite ›verlorene Sohn‹ des Romans (neben Gustav Brandt).⁴⁰ Er ist der Sohn und Erbe Baron Otto von Helfensteins und der Bruder Almas. Um sein Erbe hat ihn Franz von Helfenstein gebracht (angeblich ist Robert beim Brand des Schlosses getötet worden, wurde aber von den beiden Schmieden gerettet und in ein Waisenhaus gebracht), und so lebt er jetzt in großer Armut mit seiner Pflegefamilie Bertram. Unter dem Pseudonym Hadschi Omanah hat er den Gedichtband ›Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder‹ geschrieben. Fanny von Hellenbach (die Nichte des angeblich von Gustav Brandt ermordeten Hauptmanns von Hellenbach) ist eine glühende Verehrerin dieser Gedichte und gesteht dem Fürsten von Befour, dass sie den Dichter liebe:

»Durchlaucht, ich liebe ihn!« sagte sie. »Seine Gedichte, aber nicht ihn.« »Auch ihn. Der Dichter ist so wie seine Werke. Und wäre dieser Hadschi Omanah arm wie ein Bettler und häßlich wie ein Aesop oder Saphir, so würde ich ihn lieben!« (›Sohn‹, 191)

Sie ahnt nicht, dass der Dichter ganz in ihrer Nähe wohnt und sie schon oft beobachtet hat *wohl mit derselben Ehrerbietung, mit welcher der kleine Käfer empor zur Sonne schaut* (ebd., 238f.).

Robert greift ein, als der Riese Bormann bei Fanny einbricht, und wird als vermeintlicher Mittäter niedergeschlagen und eingesperrt. Als später die Zusammenhänge aufgeklärt werden, ist Fanny jedoch nicht mehr so von ihrer Liebe überzeugt:

Durfte man das, was sie bei'm Gedanken an Bertram fühlte, Liebe nennen? Nein und abermals nein. Sie war die hochgeborne Tochter der Aristokratie, und er war

⁴⁰ Vgl. Volker Klotz: Abenteuer-Romane. Sue, Dumas, Ferry, Retcliffe, May, Verne. München/Wien 1979, S. 157f.

der Sohn des armen, vor Schreck gestorbenen Schneiders. Die Kluft, welche zwischen Beiden lag, ließ gar keinen Gedanken an irgend welche tiefere Sympathie aufkommen. Aber doch, doch und doch war er nicht nur der Schneiderssohn, nicht nur das arme Kind des Proletariats, sondern er war auch Hadschi Omanah, der Dichter der »Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder.« – (Ebd., 490)⁴¹

Robert ist im weiteren Verlauf des Romans häufiger Gast der Familie Hellenbach (ebd., 1878). Er und Fanny lieben sich natürlich, ohne sich dies zunächst einzugestehen. Robert fühlt sich durch ihre Herkunft daran gehindert: *Er stockte. Die Aufregung war fast vorüber und das klare Denken kam wieder über ihm. Sie war die Tochter eines altadeligen Geschlechtes, und er – (Ebd., 1895)*

Auch später noch hält er seine Liebe für hoffnungslos, ist jedoch nicht unglücklich dabei:

»Und dennoch ist Einer, der eine recht große, innige Liebe, welche keine Hoffnung haben darf, im Herzen trägt, nicht so unglücklich, wie Sie vielleicht denken. (...) Man kann lieben ohne Verlangen, ohne lebenszerstörende Leidenschaft, so recht fromm und innig. Eine solche Liebe ist zum guten Theil Verehrung, Anbetung. Sie kann freilich nur dann möglich sein, wenn sie sich auf einen Gegenstand richtet, welcher ebenso anbetungswürdig wie unerreichbar ist. Sie flammt auf dem Altare des Herzens; sie hat kein Ende, sie wirkt nicht zerstörend.« (Ebd., 2889)

Auf Fannys Frage, ob er sie liebe, antwortet er:

»Gott, ja! Und doch nein! Das Wort Liebe ist nicht inhaltreich genug, um das zu bezeichnen, was jetzt mein Herz bewegt. (...) Ich möchte vor Ihnen niedersinken, um Sie anzubeten (...) Ich bin voller Wonne und Seligkeit und doch auch voller Weh und Herzeleid. Ich atme und lebe nur in Ihnen und darf doch nicht athmen und leben für Sie!« (Ebd., 2892f.)

Fanny beendet diese pathetischen Schwärmerien, indem sie sagt:

»Robert, ich liebe Dich. (...) Ja, ich bin Dir gut, so recht aus tiefstem Herzen gut. Komm, stehe auf! Du sollst mich nicht anbeten, ich bin kein Engel, keine Göttin, sondern ein recht schwaches Geschöpf, dem Du das Herz schon längst entrissen hast.« (Ebd., 2893f.)

Robert kann dies alles noch nicht fassen. Fanny beruhigt ihn:

»(...) Es ist ein großes Glück für Dich, daß der liebe Gott Dir mein Herz entgegenbringt. Dieses Glück ist eigentlich eine Unmöglichkeit und darum ergreift es

41 Der Inkonsequenz Fannys, die hier zum Ausdruck kommt, darf man vielleicht nicht zu viel Bedeutung beimessen. Einmal kann man nicht genau feststellen, ob es sich um erlebte Rede oder Erzählerkommentar handelt – der Satz *Die Kluft ...* scheint Erzählerkommentar zu sein –, zum anderen sind die Charaktere, möglicherweise aufgrund des großen Zeitdrucks, unter dem die Romane entstanden sind, oft nicht sehr stimmig gezeichnet.

Dich mit solcher Gewalt. Aber denke nicht an meinen Adel, denke nicht an mein Vermögen. Du wirst zum Adel des Geistes zählen und Deine Werke werden Dir Reichthum bringen. Du bist mir vollständig ebenbürtig. (...)« (Ebd., 2894)

Allerdings sieht Fanny sehr nüchtern, dass an eine Heirat noch nicht zu denken ist: »*Wir sind noch so jung und Du hast Dir erst eine Existenz zu gründen und einen Platz im Leben und der Gesellschaft zu suchen.*« (Ebd., 2895) Dieser Ansicht sind auch Fannys Eltern, die aber zunächst nicht sehr erfreut über die Wahl ihrer Tochter sind:

»(...) *Du weißt allerdings, daß wir Dich innig lieb haben, aber diese Liebe kann doch nicht zu einer Nachsicht führen, welche duldet, daß die einzige Trägerin des Namens Hellenbach sich als die Geliebte eines – – nun ja, eines ganz braven jungen Mannes betrachtet, der aber leider gar nichts weiter ist, als eben nur ein braver junger Mann.*« (Ebd., 2902)

Fannys Vater gibt aber nach, als er merkt, dass seine Tochter nicht umzustimmen ist:

»(...) *Ich will Dir sagen, daß ich Dir vertraue. Du bist ein sehr verständiges Mädchen und wirst Dir Dein Glück selbst gestalten. Darauf hin hat Dich unsere Erziehung gelenkt, und so werden wir Dir auch nicht im Wege sein. Auf eine adelige Parthie dringe ich nicht. Du bist die letzte Hellenbach. Ob diese die Frau eines Blaublütigen wird oder nicht, das ist mir gleich; aber glücklich soll sie sein. Dieser Dichter ist noch jung. Er mag mit dem Leben ringen und sich einen Platz erobern. Zeigt er sich Deiner werth, nun wohl, so soll er uns willkommen sein. So wird es und nicht anders!*« (Ebd., 2904f.)

Roberts Bedenken, immer nur als *Emporkömmeling* (ebd., 2895) behandelt zu werden, sind nicht ganz unberechtigt. Der Fürst von Befour spielt eine kleine Komödie und bietet Fanny einen besseren Ehemann als Robert Bertram an – nämlich Robert von Helfenstein. Fanny durchschaut ihn jedoch und erklärt sich bereit, Letzteren zu heiraten. Ihre Eltern sind entsetzt und bedauern Robert Bertram:

»*Vorhin gelobtest Du, Bertram treu zu bleiben, und jetzt läufst Du so schnell zu Helfenstein über!*« »*Ich denke, das ist Dir lieb!*« »*Nun ja; aber nun dauert mich freilich dieser arme, gute Bertram. Er ist so brav und hat Dich jedenfalls recht herzlich lieb!*« (Ebd., 2910f.)

Der folgende Dialog zwischen den Eltern zeigt, dass sie allerdings eine gewisse Arroganz und Selbstgefälligkeit noch nicht abgelegt haben:



Abb. 4. Fanny von Hellenbach und Robert Bertram

»Höre,« sagte er, »sie hat wirklich einen Schwapps!«

»Was Du denkst! Es steckt etwas dahinter.«

»Der arme Bertram!«

»Freilich! Was wäre sie jetzt ohne ihn! Er ist arm und bürgerlich; aber unter der Protection des Fürsten wird sich ihm eine Zukunft eröffnen. Ich könnte mich wirklich für ihn entschließen.«

»Ich auch.«

»Denke Dir, wie dankbar er uns für dieses Glück sein würde. Er würde uns auf den Händen tragen.«

»Das würde er sicher. (...)« (Ebd., 2912)

Auch Fanny zeigt diese Haltung in gewisser Weise:

»Ja, mein guter, guter Robert,« sagte sie, »das ist ja das unendlich Herrliche an dieser Sache, daß ich den armen Findelknaben so innig geliebt habe, und daß er mir nun ebenbürtig ist. Ich weiß gar nicht, wohin ich mit all meinem Entzücken soll. (...) Und ich wollte beinahe, Du könntest bleiben, was Du bisher warst, nur um Dir zu beweisen, daß ich nur Dich liebe, Dich, wie Du bist, nur Deine Person!« (Ebd., 2917f.)

»(...) Als ich hörte, daß er Baron sei, fühlte ich mich zunächst nicht sehr erfreut. Ich hätte ihm als armen Dichter meine Liebe ja viel besser beweisen können. (...)« (Ebd., 2932)

Natürlich braucht Robert sich durch Arbeit keinen ›Platz‹ mehr zu erobern, denn er ist ja ein Baron. So *legten der Oberst und seine Frau die Hände der beiden Liebenden mit größter und herzlichster Bereitwilligkeit in einander* (ebd., 2933), denn es ist für sie wohl offensichtlich doch angenehmer, einen Baron von Helfenstein zum Schwiegersohn zu bekommen, als einen Robert Bertram, der zwar die Tochter zweimal gerettet hat, aber doch nur ein armer Dichter von obskurer Herkunft ist.

7. Eduard von Randau und Valeska (›Wally‹) Petermann

Eduard von Randau, ein Offizier, lernt Valeska Petermann bei ›der Melitta‹, einem Bordell, kennen. Valeska ist dorthin gezwungen worden und wird regelrecht gefangen gehalten, da sie niemanden hat, der ihr helfen kann, seit ihr Vater (unschuldig) im Zuchthaus ist. Randaus Besuch ist auch nicht ganz freiwillig. Er und einige andere Offiziere haben Walther von Hagenau versprochen, mit ihm zu gehen, um sich eine ›Venus‹ (›Sohn‹, 1449f.) anzusehen, und Hagenau hat sie zur ›Melitta‹ geführt. Diese ›Venus‹, in die Hagenau verliebt zu sein glaubt, ist Valeska Petermann.

Valeska wehrt sich gegen jede Annäherung der Gäste und Randau beschützt sie vor den Zudringlichkeiten der anderen Offiziere (ebd., 1463–1475). Gerettet wird sie dann von ihrem Vater, der herausgefunden hat, wo sie sich aufhält (ebd., 1475–1477).

In der Folgezeit besteht wohl ein loser Kontakt zwischen Randau und Valeska Petermann und ihrem Vater. Dieser wird Sekretär beim Fürsten von Befour. Eduard von Randau gesteht seinen Eltern, dass er ein Mädchen liebe, aber niemals heiraten werde, da sie mit seiner Wahl nicht einverstanden sein könnten (ebd., 2565f.). Als Gründe nennt er, dass sie bürgerlich und ihr Vater im Zuchthaus gewesen sei und er sie selbst in einem Bordell getroffen habe. Die bürgerliche Herkunft wäre für die Eltern kein Hindernis – Frau von Randau sagt: *»Man schreitet allerdings lieber eine Stufe hinauf als hinab, aber Beispiele, daß die Tochter eines bürgerlichen Hauses sich gern und gut mit den Ahnen des Mannes in die Reihe stellen konnte, sind jetzt gar nicht mehr selten!«* (Ebd., 2566) –, aber die anderen Gründe sind natürlich schwerwiegender. Eduard erklärt dann zwar den wahren Sachverhalt, sein Vater meint aber, er dürfe

»(...) die Sache nicht so romantisch nehmen. Du hast ein schönes und unschuldiges Mädchen gerettet – gut! Du hast ein gewisses Wohlgefallen an ihr gefunden – auch gut! Sie hat unschuldig gelitten und ihr Vater auch, und das hat Dein gutes Gemüth in Aufregung gebracht – auch gut, auch! Aber was nun weiter? Warum solche vorübergehende Sachen zu einer Tragik ausarbeiten, welche Dir später komisch erscheinen wird?« (Ebd., 2570)

Herr von Randau glaubt auch schon ein Gegenmittel gegen die Liebe seines Sohnes zu dem unbekanntem Mädchen zu kennen. Er hat nämlich eine Dame getroffen, von der er ganz begeistert ist. Eduard nennt ihm ihren Namen und die ihrer Begleiter. Herr von Randau ist so beeindruckt von ihr, dass er *einer solchen Herrin auf Schloß Randau es wohl verzeihen könnte, daß sie kein Von vor ihrem väterlichen Namen hat* (ebd., 2575). Es handelt sich natürlich um Valeska Petermann.

Auf Schloss Scharfenberg kommt es dann zu einer Aussprache zwischen Eduard und Valeska. Sie gestehen sich ihre Liebe, nachdem einige Missverständnisse ausgeräumt worden sind (ebd., 2584–2586). Valeska glaubt aber verzichten zu müssen:

»(...) Du warst ja doch, Alles nicht gezählt, der Sohn und Erbe Deines Stammes, ich aber das blutarme, niedrige Bürgerkind. Meine Zukunft, mein Leben konnte nichts, nichts weiter für Dich sein, als ein ununterbrochenes, heißes Gebet für Dein Glück und Wohlergehen. (...) So laß uns also scheiden, für immer, für ewig. (...)« (Ebd., 2586)

»(...) Schau, laß mich aufrichtig sein! Ich fühle, daß ich zu Grunde gehen werde, denn ich kann ohne Dich nicht sein und leben. Aber es giebt Gesetze, gegen welche man nicht ungestraft sündigen darf, obgleich sie in keinem Gesetzbuche stehen. (...)« (Ebd., 2588)

Es wendet sich aber doch alles zum Guten, denn Frau von Randau hat zufällig alles gehört und ist mit dem Entschluss ihres Sohnes völlig

einverstanden: »(...) *Geben Sie ihm Ihre Hand, meine Tochter. Sie dürfen ihm gehören, denn Sie haben sich seinen Besitz verdient, indem Sie demselben entsagen wollten.*« (Ebd., 2589)

Anderer Meinung ist allerdings Herr Petermann, der zunächst nicht an eine ernsthafte Absicht Eduards glauben kann – »(...) *Sie ist aber das Kind eines armen Mannes, und Sie sind der Sohn eines vornehmen, reichen Hauses. Ernsthafte Wünsche sind also wohl kaum voranzusetzen, und zu einer vorübergehenden Unterhaltung darf ich mein –* –« (ebd., 2590) –, aber auch, als er vom Gegenteil überzeugt worden ist, seine ›Pflicht‹ tun will: »(...) *Dennoch aber kenne ich meine Pflicht ebenso, wie Valeska erkannt hat, was ihr zu thun übrig bleibt! Sie hatte das einzig Richtige ergriffen: die Entsagung.*« (Ebd., 2592) Auch Herr von Randau ist zunächst sehr überrascht und verhält sich etwas zurückhaltend, aber *(s)ein Herz gewann die Oberhand* (ebd., 2596):

»So soll es denn in Gottes Namen gewagt sein. Nehmt meine Einwilligung und meinen Segen, Kinder. Was die Mutter gut geheißen hat, darf der Vater doch nicht tadeln, oder gar rückgängig machen. Möge also die jetzige Stunde uns Allen zum Heil und Segen gereichen!« (Ebd., 2598)

Selbstverständlich kann nun auch Valeskas Vater nicht mehr Nein sagen.

Randau braucht aber trotzdem kein armes bürgerliches Mädchen zu heiraten. Der Zuchthausdirektor Scharfenberg will nämlich das Verbrechen seines Neffen an Petermann wiedergutmachen und adoptiert Valeska: »(...) *Seine Majestät der König hat die Erlaubniß erteilt, daß Sie sich Valeska von Scharfenberg-Petermann schreiben. Ich adoptire Sie. Sie sind von diesem Augenblicke an meine Tochter und meine einzige Erbin. (...)*« (Ebd., 2602) Die Freude darüber ist groß; jedoch sind Eduard und Valeska noch glücklicher über das Verhalten der Eltern:

»(...) Ich habe eine Freude, die gar nicht zu beschreiben ist. Und weiß Du, worüber?« »Nun?« *»Darüber, daß meine Eltern ihre Einwilligung gegeben haben, bevor sie wußten, was der Director Dir zugedacht hatte.«* »Ja, das ist es. Darüber, gerade darüber bin ich so glücklich, daß ich alle Welt umarmen möchte.« (Ebd., 2606f.)

8. Walther von Hagenau und Hilda Holm

Hagenau ist *(e)iner der bekanntesten und beliebtesten Offiziere* in Roltenburg, *häßlich wie das böse Gewissen, dabei aber der beste Kerl* (›Sohn‹, 1447). Er ist sehr großzügig und hilft Armen (ebd., 2937, 2958f.). Dabei ist er aber auch äußerst leichtsinnig und verliert hohe Summen im Spiel. Er hält sich bzw. seinen Vater für sehr reich. Da der Vater jedoch genauso aufwendig gelebt hat wie der Sohn, ist von dem Vermögen nicht mehr viel übrig geblieben. Als Ausweg aus den finanziellen

Schwierigkeiten sehen beide nur die Möglichkeit, dass Walther von Hagenau reich heiratet. Die Auserwählte ist Theodolinde von Tannenstein.

Hagenau hat sich allerdings schon verliebt, und zwar in Hilda Holm, die er aufgrund eines Scherzes für eine Schusterstochter hält (ebd., 2944ff.). Hilda findet ihn sehr nett, vor allem auch weil sie weiß, dass er ein gutes Herz hat, denn er hat ihrem Vater einmal zehn Gulden geschenkt (ebd., 2959). Sie weiß auch, dass Hagenau sich für sie interessiert, klärt aber den Irrtum bezüglich ihrer Herkunft nicht auf.

Hagenaus Vater hat Hilda schon kennengelernt und könnte sie sich als Schwiegertochter vorstellen, aber: *»(...) Schade, daß sie nicht reich und vom Adel ist. Ich würde sie dann sogar dieser Theodolinde vorziehen.«* (Ebd., 2970) Hagenau erfährt dann, dass Hilda die Tochter eines ehemaligen Musikdirektors ist, nur leider ist sie arm und kommt deshalb als Ehefrau nicht in Frage. Auch sein Vater meint: *»(...) Wäre sie nur wenigstens reich. Ueber die bürgerliche Abkunft könnte man sich beruhigen. Man ist ja nicht mehr so penibel wie früher.«* (Ebd., 2972)

Theodolinde von Tannenstein gefällt Hagenau allerdings gar nicht. Er erklärt seinem Vater: *»(...) Ihre Schönheit ist diejenige einer Courtisane. Und ich habe keineswegs die Absicht, mir eine Frau zu nehmen nur zum Vergnügen Anderer.«* (Ebd., 3010) Außerdem hat er den Verdacht, dass die Tannensteins überhaupt nicht reich seien.

Bei den folgenden Ereignissen wird Walther verwundet und von Hilda gepflegt. Beiden wird ihre Liebe zueinander klarer (ebd., 3178–3181). Hagenaus Vater braucht zwar immer noch eine reiche Schwiegertochter, aber sein Sohn widersetzt sich nun:

»Ich heirathe nicht oder arm, sehr arm. (...) Ich sage Dir aufrichtig, daß ich gewählt habe. Ich liebe, ich liebe wahr und innig, und ich glaube, daß ich wieder geliebt werde. (...) Sie sorgt sich um mich. Denke Dir! Sie ist besorgt um mich – o, o!« *»Wer denn?«* *»Nun sie, Diejenige!«* *»Darf man denn nicht ihren Namen hören?«* *»O doch. Sie heißt Holm.«* *»Also nicht von Adel?«* *»Sehr sogar, sehr! Sie ist durch und durch adelig, obgleich sie kein Von vor ihrem Namen trägt.«* *»Du meinst also Herzensadel, Gesinnungsadel?«* *»Ja.«* (Ebd., 3180)

Nachdem Herr von Hagenau auch noch erfahren hat, dass Hilda seinem Sohn das Leben gerettet hat, stellt er seine Bedenken zurück. Er redet mit Hildas Bruder über die beiden. Dieser meint zu ihm:

»(...) Sie braucht vor keiner Dame von tausend Ahnen zurücktreten; aber ich sehe ein, daß diese Neigung aussichtslos ist und so werde ich mich arrangiren. Ich gehe in nächster Zeit mit meiner Braut nach Italien und werde Hilda mitnehmen.« (Ebd., 3182)

Das will aber Herr von Hagenau gar nicht. Er hat endgültig einen Entschluss gefasst:

»(...) *Ich habe das Leben genossen; ich bin satt. Ich habe eingesehen, daß es nur das eine Glück giebt, welches er jetzt erstrebt. Er soll glücklich sein. Man mag mir Alles nehmen und mich hier hinausjagen; ich lache darüber. Er wird zwar den Dienst quittiren müssen, aber er ist kein dummer Kerl, eine Anstellung ist ihm zweifellos sicher, wenn auch im Civildienste. Na, dann mag er Ihre Schwester nehmen und ich ziehe zu Ihnen. Wir sind bescheiden und werden nicht verhungern. (...) Ich bin überzeugt, daß Hilda wenigstens gerade so viel werth ist, wie mein morscher Stammbaum, unter dessen Zweigen ich baldigst verhungern würde.*« (Ebd., 3183)

Dr. Holm ist über diese Ansicht eines Adelligen sehr erstaunt – »(...) *Sie zwingen mir eine Hochachtung ab, welche nur Ihnen, nicht aber Ihrem adeligen Namen gilt.*« (Ebd.) – und hat noch eine freudige Überraschung für ihn: Er kann nämlich seiner Schwester eine halbe Million Gulden als Aussteuer geben! Also kommt Hagenau doch noch zu einer reichen Schwiegertochter, aber erst, nachdem er bereit gewesen ist, für das Glück seines Sohnes auf sein bisheriges verschwenderisches Leben zu verzichten.

9. Graf von Senftenberg und Magdalena (>Leni<) Berghuber

Der Graf von Senftenberg lernt Leni, die frühere Sennerin, kennen, als diese schon eine gefeierte Sängerin ist. Zunächst hält er sie jedoch für ein Dienstmädchen, als er ihr und der >Silbermartha< gegen die Zudringlichkeiten des Krikelanton und des sogenannten Barons von Stubbenau beisteht. Der Graf fühlt sich seltsam berührt von dem Verhalten und der Art des vermeintlichen Dienstmädchens: *Das waren nicht die Züge eines Dienstmädchens; ihnen hatte die geistige Arbeit ihren Stempel, ihr Gepräge aufgedrückt.* (>Weg<, 2919) Er versteht Lenis Selbstbewusstsein ihm gegenüber nicht, aber auch sich selbst nicht:

»*Graf Horst von Senftenberg, was ist mit Dir! Denke doch an Deinen Stammbaum, an die lange Reihe Deiner Ahnen, an Deine hohen Verbindungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen, nicht aber an dieses Bauermädchen, welches ja gar nicht für Dich existiren darf! (...) Dieses Mädchen hat es mir angethan, mir, dem noch keine einzige Dame ein tieferes Interesse einzuflößen vermochte. Das ist so schnell gegangen. Ich habe sie nur dieses eine Mal gesehen und kenne ihre Züge und den Tonfall ihrer Stimme bereits so gut, als ob ich sie Jahre lang studirt hätte.* (...)« (Ebd., 2924f.)

Zu seinem Erstaunen und seiner Freude erfährt er dann am selben Abend, dass Leni die berühmte Sängerin Ubertinka ist, als sie sich beim Commerzienrat Hamberger wiedersehen: *Zuweilen schien es, als ob ihr Auge ihn suche. Das erfüllte ihn mit einem Gefühle süßer Befriedi-*

gung, wie er es noch niemals empfunden hatte. (Ebd., 2942) Auch Leni ist sehr nachdenklich:

Das Verhalten des Grafen berührte sie in einer Weise, über welche sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Es war nicht sein Stand, wegen dessen es sie mit großer Genugthuung erfüllte, daß er sich ihr in so auffälliger Weise widmete. Seine Persönlichkeit war es, seine Persönlichkeit ganz allein. (Ebd., 2943)

Im Laufe des Abends wird es dem Grafen plötzlich klar, *daß die Sän-gerin das einzige, das allereinzige Wesen sei, welches er mit seinen Armen, seinem ganzen Herzen und Leben umschlingen könne* (ebd., 2954). Leni spürt, dass der Graf sie liebt, glaubt aber, sich gegen diese Liebe wehren zu müssen (ebd., 2969–2971). Innerlich hat sie sich noch nicht endgültig von Anton gelöst, was aber etwas später geschieht. Sie fühlt sich frei und *diese Freiheit eröffnete ihr für ihre Zukunft eine Perspektive, in deren Augenpunkte ihrer ein unendliches Glück zu harren schien* (ebd., 2986).

Vor der Einweihung des neuen Theaters in Scheibenbad und der Auf-führung der Oper zieht sich Leni auf ihre frühere Alm zurück. Der Graf sucht sie dort auf, um ihr einen Heiratsantrag zu machen, nach-dem er den Kapellenbauer, bei dem Leni früher gearbeitet hat, von dem Ernst seiner Absichten überzeugt hat. Der Bauer ist nämlich sehr misstrauisch gegen die *vornehmen Herren*, für die *Treue (...) gar nicht vorhanden (ist), und die Liebe (...) nur eine kurze Stunde (währt)* (ebd., 3395). Leni kennt den Grafen besser und ist übergelukkig, dass er sie heiraten will. Eine Bitte hat sie nur: *»Nimm mirs im Leben nie-mals übel, daß ich nur so ein armes, geringes Dirndl war! Ich würde vor Schmerz eingehen, wenn ich das sehen müßte.«* (Ebd., 3411) Sie ist aber auch selbstbewusst genug, ihm zu sagen, dass sie ihn keineswegs aus dem Grunde liebt, weil er ein Graf ist, obwohl ihr gerade deshalb ihre Liebe am Anfang als hoffnungslos erschienen war (ebd.).

Reaktionen auf die Arroganz des Adels

Weniger erfreulich und ohne versöhnlichen Schluss verläuft eine andere, breit ausgemalte Begegnung zwischen Bürgertum und Adel, nämlich Curt Helmers' Eintritt in die Gardekavallerie. Durch Protektion wird er zur Garde versetzt und erfährt bei seinen direkten Vorgesetzten und Kameraden (mit einer Ausnahme) nur Ablehnung und sogar Hass. Die Offiziere sind schon vorher in einer Szene eingeführt worden und erweisen sich dort als verschwenderisch, dem Alkohol sehr zugetan, arrogant und eingebildet, was ihre angebliche Wirkung auf Frauen angeht (»Waldröschen«, 1716–1734). Auch verdeutlichen sie ihre Haltung gegenüber Curt Helmers, ohne ihn überhaupt zu kennen. Aber für die Offiziere genügt es, dass er kein Adeliger ist: »Mays Schilderung des Gardekörps in Berlin und das Verhalten der

Adligen gegenüber Kurt ist eine einzige Anklage gegen die Überheblichkeit und Vorurteile des Adels.«⁴²

Der Erzähler erläutert:

Man glaubt nicht, wie exclusiv der Corpsgeist bei der Kavallerie ist, und bei der Gardekavallerie noch viel mehr. Dort hält ein jeder Offizier sich als zur Elite gehörig. Man unterscheidet sogar zwischen einem Ahnen mehr oder weniger, und darum war es leicht erklärlich, daß der Eintritt von Curt Helmers eine ebenso tiefe wie allgemeine Entrüstung hervorrief. Man einigte sich wirklich zu dem festen, ausgesprochenen Entschlusse, ihn aus dem Regimente hinaus zu maßregeln. (»Waldröschen«, 1733f.)

Eine gewisse Ironie ist nicht zu überhören.

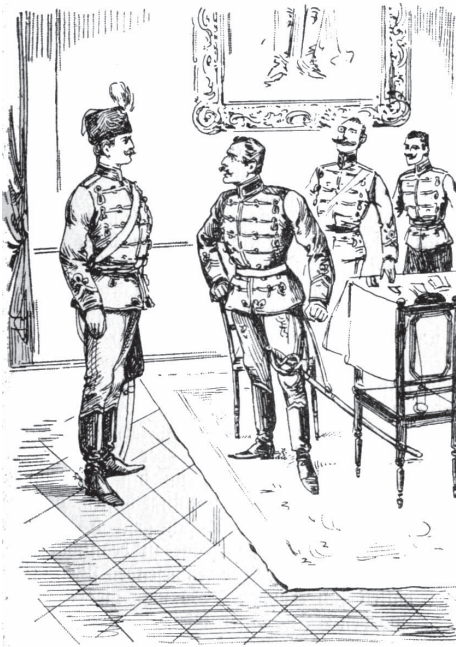


Abb. 5. Im Offizierskasino kommt es zu einer offenen Konfrontation zwischen Curt Helmers und Oberst von Winslow.

Zur Freude des Lesers müssen die Offiziere eine Niederlage nach der anderen einstecken, zuerst durch Röschen (ebd., 1720–1727), dann durch Ludwig Straubenberger (ebd., 1728–1730) und schließlich durch Curt Helmers selbst.

Curt, der um die Protektion durch den Kriegsminister weiß, tritt gleich sehr selbstbewusst auf. Den Brigadekommandeur belehrt er:

»(...) Ich kenne übrigens kein adeliges Geschlecht, dessen Ahne ein ›Von‹ vor dem Namen gehabt hätte. Sollte die jetzige Generation dieser Geschlechter wirklich höher zu achten sein als der bürgerlich Geborene, so bin ich wenigstens dem Ahnen vollständig ebenbürtig, und das genügt mir.« (Ebd., 1741)

Als sein Oberst die Bürger mit der *gemeinen Kartoffel*, die Adligen aber mit der *vornehmen Camélie oder Rose* vergleicht, vertritt

Curt den Standpunkt des selbstbewussten Bürgertums:

»Und doch bringt diese ›gemeine‹ Kartoffel vielen Millionen Heil und Segen, während Rose und Camélie nur für das Auge oder für die – Nase sind (...) Ich bin überzeugt, daß selbst die vom Herrn Oberst erwähnte Elite des Adels eine geschmoorte Rose oder Camélie für ein Un Ding hält, während die so ordinäre

42 Munzel: Karl Mays Erfolgsroman, wie Anm. 2, S. 190. Dazu gehört auch die Darstellung des »Verfall(s) eines unbarmherzigen elitären Ehrbegriffs« (ebd., S. 188) am Beispiel der Duelle. Vgl. auch »Die Liebe des Ulanen«, 983: *»(...) Deshalb habe ich es auch nie begreifen und verstehen können, daß gewisse Gesellschaftsklassen gezwungen sein sollen, ihre Differenzen auf eine so rohe, meist auch ungerechte Weise beizulegen, während andere Kreise die Wohlthat einer geordneten Gesetzgebung genießen.«* (Ida de Rallion zu Gebhart von Königsau)

Kartoffel längst den vornehmen Kreis, von welchem ich soeben hörte, siegreich gesprengt hat.« (Ebd., 1742)

Solche Äußerungen werden aber auch wieder relativiert, nämlich in der schon dargestellten Beziehung Curt – Röschen, wo Curt meint, er könne keine Adelige heiraten, und in der Formulierung:

»(...) *Ich achte die Vorrechte des Adels; sie sind durch die Jahrhunderte geheiligt, aber ich trete der Anschauung entgegen, welche den Adel als qualitativ über dem Bürgerthume stehend erklärt. Der Werth des Menschen ist gleich seinem moralischen Gewichte.*« (Ebd., 1796)

Diese Äußerung trifft genau das im Roman dargestellte Verhältnis zwischen Bürgertum und Adel und ist deshalb vielleicht etwas mehr als »harmlos aufrecht«, wie Klotz meint.⁴³ Die Adelsprivilegien werden nicht grundsätzlich in Frage gestellt (warum und von wem sind sie *geheiligt?*), sondern entscheidend ist das *moralische Gewichte*, das bei den Offizieren zu leicht ist. Das bedeutet, dass es allgemeingültige Moralvorstellungen gibt, die über Standesschranken hinaus gültig sind.

Das »moralische Gewicht« wird an den Handlungen und Taten gemessen, und Curt Helmers erweist sich dabei wie Sternau und Brandt als nahezu übermenschlich oder, wie sein Freund von Platen es ausdrückt: »(...) *Sie sind wirklich so etwas wie ein überirdisches Wesen.* (...)« (»Waldröschen«, 1837) Curt entlarvt einen Spion und bringt *Beweise über Agitationen, für deren Aufdeckung man Königreiche bezahlen könnte* (ebd., 1897), wie Bismarck ihm sagt. Preußen ist damit quasi abhängig geworden vom Scharfsinn und der Tatkraft des bürgerlichen Helden.⁴⁴

Weniger ernst geht es in verschiedenen Episoden im »Weg zum Glück« zu. Der Wurzelsepp und auch Anton vor seiner Sängerkarriere⁴⁵ geben durch ihre drastische Sprache oft Anlass zu einer mehr komischen Darstellung des Konflikts zwischen Bürgern und arroganten Adelligen. Der Wurzelsepp ist der Ansicht:

»(...) *Ich weiß mit solchen Leutln umzuspringen. Das lernt mir Keiner erst. Die wollen grad recht grob behandelt sein. Fein haben sie es immer. Das bekommen sie zum Ueberdruß. Wann ich hätt immer fein sein wollen, so wär ich jetzund gar nicht dera berühmte Kerl, der ich worden bin.* (...)« (»Weg«, 2538)

Auf Arroganz reagiert er tatsächlich grob. Die eingebildete Asta von Zolba muss sich Folgendes anhören:

»(...) *Denkst wohl, Du bist was Bessres? Denkst wohl, Deine Haut ist von Saffianen und Dein Gesicht von Marzipanen? Weißt, wannst zu viel trinkst, wirst*

43 Klotz: Ausverkauf der Abenteuer, wie Anm. 6, S. 171.

44 Vgl. Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 85.

45 »Weg«, 102–113: Anton und Freiherr von Brenner.

auch besoffen, und wannst zu viel issest, bekommst auch das Schneiden im Leib, grad wie andere Menschen. Du bist aus demselbigen Stoff auch wie andere Leut, und wannst stirbst, so fangst auch an zu riechen, so daß man Dich fortschaffen muß. So eine Eiernudeln wie Du wird auch nur gefressen. Und nun schau, daßst fortkommst! Du machst ja ein Gesichten, als ob die Gans den Schneemuff verschlungen hätt!» (Ebd., 1119)

Ähnlich ergeht es dem Baron von Alberg und seinem Diener, als der Wurzelsepp auch noch Unterstützung von der mutigen Wirtin und ihrem kleinen Sohn erhält (ebd., 1173–1176).

Was Stolte für das ›Waldröschen‹ feststellt, dass nämlich »(a)ll der latent im Untergrunde brodelnde Aufruhr des Untertanenvolks (...) keck und fröhlich, frech und unverfroren an die Oberfläche (spült)«,⁴⁶ gilt auch für die erwähnten Szenen im ›Weg zum Glück‹.

Zusammenfassung

Wie sich aus der Textbetrachtung ergeben hat, lässt sich das Verhältnis zwischen Adel und Bürgertum tatsächlich nicht eindeutig (und einfach) interpretieren, weil es zahlreiche, auch verwirrende Widersprüche gibt. Wenn Klotz in Bezug auf Curt Helmers schreibt: »Er beweist damit lediglich, daß Bürgertum dem Adel sogar überlegen sein kann, wenn der ausnahmsweis seinen vom Autor entworfenen goldenen Schnitt des Großmuts aus Größe verläßt, also unadelig sich verhält«,⁴⁷ erkennt er zwar, dass Karl May allgemeine moralische Anforderungen stellt, denen im konkreten Fall die Offiziere nicht genügen, sieht m. E. aber nicht, dass das ›unadelige‹ Verhalten bzw. ›adeliges‹ Verhalten sich nicht vom Adel als Klasse ableitet. Die Individuen, egal ob Bürgerliche oder Adelige, müssen sich an einem allgemein verbindlichen Wertesystem messen lassen. Zu den Widersprüchen gehört dann allerdings, dass dieses Wertesystem,

so sehr es auch in vielen Fällen gegen die etablierte soziale Hierarchie opponiert, (...) sich nicht einmal in der Sprache seiner eigenständigen Identität gewiß (ist). (...) Bürgerliche Haltungen erscheinen, um auf den Begriff gebracht zu werden, angewiesen auf aristokratische Formeln, ohne die sie weder denkbar noch im einzelnen zu explizieren sind.⁴⁸

Zu fragen wäre auch, warum May für Curt Helmers ausgerechnet die Offizierslaufbahn – und dann gar in der Gardekavallerie – vorgesehen hat. Ob er damit, sozusagen mit einem ›Trick‹, einen neuen glänzenden Helden der zweiten Generation aufbauen wollte (nach dem Motto

46 Heinz Stolte: ›Waldröschen‹ als Weltbild. Zur Ästhetik der Kolportage. In: JbKMG 1971, S. 30.

47 Klotz: Ausverkauf der Abenteuer, wie Anm. 6, S. 171.

48 Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 90f.

›Viel Feind?, viel Ehr'‹), um gleichzeitig die Mexiko-Handlung voranzutreiben? Oder ist es eher so, wie Märtin vermutet:

In seinem Verhältnis zum wilhelmischen Staat schwankt Karl May zwischen Abneigung und Faszination. Seine machpolitischen Säulen, Polizei und Militär, findet er auf den ersten Blick widerlich, auf den zweiten beeindruckt sie ihn.⁴⁹

Festzuhalten bleibt der durch die Untersuchung sehr deutlich gewordene Gegensatz zwischen der Herstellung der Ordnung durch die bürgerlichen Helden und ihren Beziehungen zum Adel im privaten Bereich. Der Adel und sogar das gesamte Gemeinwesen sind auf die Helden angewiesen.⁵⁰ Ob es darum geht, eine Familie zu retten (Sternau), das Land von einer Verbrecherbande zu befreien (Brandt) oder Preußen vor Spionage mit möglicherweise schlimmsten Folgen zu bewahren (Helmers) – immer machen sich die Helden unentbehrlich und treten durch ihre Äußerungen als selbstbewusste Bürger auf. Sobald sich aber eine private Verbindung mit dem Adel ergibt, nämlich durch eine mögliche Heirat, türmen sich in ihren Augen Standesschranken auf, und nicht von den Bürgerlichen, sondern von den Adelligen werden diese Schranken überwunden. Die sich liberal gebenden Adelligen ergreifen hier die Initiative, während sie im ›Abenteuerbereich‹ passiv bleiben und auf die Bürgerlichen angewiesen sind. So kehrt sich im Privatleben das Abhängigkeitsverhältnis um. Bei einer Heirat stehen die ›geheiligten Vorrechte des Adels‹ im Vordergrund. Die Äußerung Curt Helmers': *»Ich achte die Vorrechte des Adels (...)*«, lässt sich auch aufgrund dieser Beobachtung so interpretieren, dass die Helden sich durch ihre Taten bewähren und sich so das ›moralische Gewicht‹ entscheidet:

»Du solltest einestheils Dich auf Deine eigene Kraft verlassen und nicht auf das kleine Wörtchen, welches, wenn es vor einem Namen steht, den Menschen träge und doch anspruchsvoll zu machen pfllegt. (...)« (›Weg‹, 1400)

Dass Helmers die Auffassung ablehnt, der Adel stehe qualitativ über dem Bürgertum, passt genau zu der Widersprüchlichkeit, dass selbstbewusste Worte und konkrete Handlungen, wenn es um eine Verbindung zwischen Adel und Bürgertum in der Ehe geht, auseinanderklaffen.

Diesen Privatbereich vernachlässigt Ueding, wenn er formuliert:

In seinen Helden verherrlicht Karl May den Bürger als den wahren, zeitgemäßen Protagonisten der Geschichte, den tugendhaften Bürger, den edeldenken-

49 Märtin: Wunschpotentiale, wie Anm. 3, S. 148.

50 Albert Klein sieht darin *»Bürgersinn und deutsche Redlichkeit«* (am Beispiel Curt Helmers) und ignoriert dabei das Abhängigkeitsverhältnis. Albert Klein: Die Krise des Unterhaltungsromans im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der ästhetisch geringwertigen Literatur. Bonn 1969, S. 160f. Ein noch nicht erwähntes Beispiel für diese Abhängigkeit ist das Verhältnis Gustav Brandt – Robert von Helfenstein; vgl. Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 159f.

den und -handelnden Angehörigen einer Mittelschicht, der noch sehr entfernt Züge des citoyen bewahrt hat, in dessen Namen einst die französische Revolution angetreten war.⁵¹

Beachtung finden muss in diesem Zusammenhang auch der Schluss des ›Waldröschens‹. Von Sternau, nunmehr Herzog von Olsunna, wird berichtet: *Sternau, der einstige Arzt, weiß die Traditionen seines herzoglichen Hauses in Spanien an der Seite seiner noch immer schönen Rosa würdig zu vertreten.* (›Waldröschen‹, 3802) Dies ist keine logische Folge des vorherigen Geschehens.

(D)as Finale opponiert den Inhalten und auch den Idealen, die May seiner Romanwelt über Hunderte von Seiten oktroyiert hat, und (...) klingt wie ein Hohn auf die endlose Reihung von Aktivitäten, durch die dieses Genie sich vorher erst in seiner Individualität entfaltete.⁵²

Klotz sieht im Schluss des Romans eine Bestätigung des »aristokratische(n) Prinzips«: »Bezeichnenderweise fallen sein [Sternaus] endgültiger Sieg und seine Legitimierung ineins: alle Herkulesarbeit ist getan, er kann ins ›Stilleben‹ der Repräsentation eingehen.«⁵³ Sternau sagt aber auch: »(...) *Unsere Schicksale haben uns gelehrt, daß der Mensch nur so viel werth ist, als er selbst wiegt, und daß Rang, Stand und Besitz nur eine sehr nebensächliche, decorative Bedeutung besitzen.* (...)« (›Waldröschen‹, 3800)

Man sieht, dass sich zu fast jeder eingängig wirkenden These in der Sekundärliteratur mindestens eine Antithese im Werk finden lässt. Die Frage stellt sich, ob man viele Widersprüche überhaupt nur feststellen, aber nicht auflösen kann.⁵⁴ Oder ob man die Beobachtung »(o)bwohl der Text [›Der Verlorne Sohn‹] fast zwanghaft Ordnung wiederherstellt, weist er dennoch selbst bedeutende Brüche, Ordnungsstörungen und Lücken auf«,⁵⁵ nicht generell auf Mays Ansichten über ›Gott

51 Ueding: Irrgarten der Kolportage, wie Anm. 17, S. 12, und ders.: Werkartikel ›Das Waldröschen‹, wie Anm. 17, S. 317.

52 Helmut Schmiedt: Die Thränen Richard Wagners oder Der Sinn des Unsinn. Thesen zu einem Konstruktionsprinzip in Karl Mays Kolportageromanen. In: JbKMG 1980, S. 70; vgl. auch ders.: Karl May, wie Anm. 2, S. 92f.

53 Klotz: Ausverkauf der Abenteuer, wie Anm. 6, S. 172f.

54 Schmiedt gibt einen Hinweis zur Bewältigung dieses Problems, indem er die Widersprüchlichkeit als mögliches Konstruktionsprinzip deutet: »(D)er ›Sinn‹ der Kolportageromane läuft oftmals darauf hinaus, einsehbare Zusammenhänge, konsequente stilistische Entwicklungen, inhaltliche ›Aussagen‹, eben Sinngehalte, systematisch zu unterminieren und zu zerstören; was konstruiert wird, wird im gleichen Moment demontiert. (...) auf einer sehr abstrakten Ebene ist die Verweigerung von Sinnzusammenhängen das dominante Agens der Kolportageromane, entfaltet sich als ihr Ziel die konzentrierte Formulierung eines sich in Widersprüchen fortbewegenden Absurditätsprinzips.« (Schmiedt: Die Thränen Richard Wagners, wie Anm. 52, S. 75f.; vgl. auch Munzel: Karl Mays Erfolgsroman, wie Anm. 2, S. 221f.)

55 Gustav Frank: Trivalliteratur als ›Verlorener Sohn‹ des Realismus: Zu einem literarhistorischen Ort von Karl Mays früher Kolportage. In: JbKMG 2000, S. 289.

und die Welt« übertragen könnte mit dem für manche Interpreten vielleicht unbefriedigenden Ergebnis, dass sich Mays ›Weltbild‹ nicht glatt, durchdacht und in Schubladen sortiert finden lässt.

Auch im ›Verlorenen Sohn‹ lebt der Held fortan als Adeliger. Gustav Brandt hat zwar sein Fürstentum Befour verkauft (›Sohn‹, 3193), wird jedoch in einer »unwillkürliche(n) Parodie«⁵⁶ vom König zum *Baron Brandt von Brandenstein* (ebd., 3200) ernannt. Gleichzeitig hat er um das neuerbaute Schloss den Ort Brandenstein anlegen lassen, in dem

»(...) (a)lle Diejenigen [wohnen], welche ich in letzter Zeit kennen lernte. Alle Die, welche meiner Hilfe bedurften, welchen ich als Fürst des Elendes eine Wohlthat erweisen konnte, habe ich hierher gerufen. Sie sollen hier wohnen als meine Untertanen und an mir einen guten Herrn und Vater haben.« (Ebd., 3198)

Die bisherigen Ereignisse werden im Grunde konsequent fortgesetzt: Die punktuell vom Fürsten des Elends erwiesenen Wohltaten werden nun zu dauerhaften. Ist dies »eher eine legendarische Vision als ein politischer Wink für die sozialen Gebrechen der Nachgründerjahre«, wie Klotz meint?⁵⁷ Möglich ist jedoch auch die Sichtweise, dass Karl May aufgrund seiner biographischen Voraussetzungen überhaupt nicht in der Lage war, sich eine andere Form des Zusammenlebens vorzustellen. Das Elend in seinem Geburtsort Ernstthal war zwar besonders groß,

dessen Ursachen aber sind eben nicht beispielhaft verglichen mit dem fortgeschrittenen Stand der Produktivkräfte – diese Ungleichzeitigkeit der sozialen Verhältnisse, in denen May aufwuchs, spiegelt sich in seinen Lieferungsromanen bis in Einzelheiten wider und ist die letzte Ursache dafür, daß May dem Märchen einer privaten Wohltätigkeit als bestes Rezept zur Linderung oder gar Aufhebung der Armut aufsitzen konnte.⁵⁸

Belegt wird diese These durch die Untersuchung Hainer Plauls. Ernstthal gehörte zu den Besitzungen der Grafen von Schönburg, die ihre letzten Privilegien erst 1878 verloren:

Die schlechte Wirtschaftsführung der Schönburger, das ungeordnete Staatswesen und die übergroße Verschuldung, die das Land nahe an den Rand des völligen Ruins brachten, wirkten sich vor allem verheerend auf die Lage der Untertanen aus.⁵⁹

56 Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 92.

57 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 180; vgl. ders.: Woher, woran und wodurch rührt der ›verlorene Sohn‹? Zur Konstruktion und Anziehungskraft von Karl Mays Elends-Roman. In: JbKMG 1978, S. 109. Klotz macht m. E. den Fehler, einen Gegensatz zwischen Industrialisierung und Feudalismus zu jener Zeit zu sehen; er beachtet nicht die Ungleichzeitigkeit zwischen der Entwicklung der Produktivkräfte und der Staatsform.

58 Ueding: Glanzvolles Elend, wie Anm. 13, S. 125f.

59 Hainer Plaul: Der Sohn des Webers. Über Karl Mays erste Kindheitsjahre 1842–1848. In: JbKMG 1979, S. 18.

Einerseits industriell weit fortgeschritten, andererseits sonderstaatlich und nach erstarrten feudalen Herrschaftsgrundsätzen regiert, trat hier der Widerspruch zwischen dem relativ hohen kapitalistischen Entwicklungsniveau und den rückständigen gesellschaftlichen Verhältnissen besonders kraß zutage.⁶⁰

Obrigkeit und Untertanen

Bürokratie

Personen, die der Obrigkeit angehören, begegnen uns in den Romanen auf zwei Ebenen, nämlich auf der unteren Ebene der Bürokratie und auf der höchsten Ebene – Regierung, Landesfürsten und Könige.

Zunächst werden einige Szenen, in denen es um Vertreter der ›unteren Ebene‹ geht, wiedergegeben.

Der schon erwähnte Hauptmann von Rodenstein wird von einem Polizeikommissar aufgesucht, der ihn über Sternau ausfragen will. Dieser

Kommissar benimmt sich arrogant und sehr unhöflich und wird von Rodenstein in einer Weise behandelt, die an den Wurzelsepp und dessen Beschimpfung der Asta von Zolba erinnert:



Abb. 6. Oberförster von Rodenstein und der Polizeikommissar

»Ich bin großherzoglich hessischer Polizeikommissar. Verstanden, Herr Oberförster!« »So? Was ist das weiter! Und selbst wenn Sie großherzoglich hessischer Polizeinudelmacher wären, müßten Sie dennoch grüßen. Verstanden!« (»Waldröschen«, 359)

»Dieser Kerl hier wird hinausgesteckt, und wenn dies nicht rasch genug geht, so wird er hinausgeworfen und mit den Hunden über die Grenze von Rheinswalden gejagt! (...) Und wenn er sich noch einmal bei uns sehen läßt, ohne Legitimation zu besitzen, so arretirt Ihr ihn, oder, wenn er ausreißen sollte, so schießt Ihr ihm eine Ladung Schrot in die dürren Beine!« (Ebd., 361)

»Das ist der rechte Ton, mit Obrigkeiten umzugehen, der rechte struppig-ruppige Plebejerton«,⁶¹ daran wird kein Zweifel gelassen. Und so

60 Ebd., S. 73f.

61 Stolte: Waldröschen, wie Anm. 46, S. 34.

geht in der Turbulenz der Szene der eigentlich berechnete Vorwurf des Kommissars unter:

»So werde ich wiederkommen, und zwar mit Unterstützung, und Sie zudem anzeigen wegen Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit. Sie dürfen sich keineswegs für einen selbstständigen Reichsfürsten halten!« (Ebd.)⁶²

Auch Sternau lässt sich nicht von dem Kommissar beeindrucken, im Gegenteil; sein bestimmtes Auftreten veranlasst den Polizisten gleich zu größerer Höflichkeit (ebd., 393–395). Beim Staatsanwalt spielt sich dann eine jedem Karl-May-Leser bekannte Szene ab: Sternau *legte dem Beamten eine Reihe von Papieren vor* (ebd., 396), mit dem Ergebnis, dass der Staatsanwalt überwältigt ist von den Protektionen, unter denen Sternau steht, ihm seine Hilfe anbietet und den übereifrigen Kommissar streng tadelt: *»Ein Polizist, der seine Angaben aus dem Reiche einer überspannten Phantasie herholt, ist nicht an seinem Platze.« (Ebd.)*

Auch Anton Warschauer, der ›Krikelanton‹, reagiert ›aufsässig‹ auf eine ungerechte Behandlung durch einen Polizisten. Ihm wird ebenfalls Genuß zuteil durch einen nicht näher bezeichneten Herrn, der sich dem Polizisten gegenüber ausweist und seinem Verhalten nach mindestens ein Minister ist (›Weg‹, 1060–1064).

Es ist aber keineswegs so, dass die Polizei grundsätzlich kritisiert wird. Es geht immer um einzelne ihrer Vertreter, die ihre Kompetenzen überschreiten, auf Widerstand stoßen – »Plebejer-Stolz gegen Arroganz der Obrigkeit«⁶³ – und zu guter Letzt auch noch von Vorgesetzten bestraft werden, was sowohl den Romanfiguren als auch Autor⁶⁴ und Leser tiefe Befriedigung verschafft.

Im ›Weg zum Glück‹ äußern sich der Wurzelsepp und Leni über die Polizei im Allgemeinen im Zusammenhang mit dem unbeliebten Flurschütz ›Jäger-Naz‹. Wurzelsepp: *»(...) Polizei muß sein, und Polizei ist notwendig. Der Polizei hat man viel zu danken; aber ein guter Polizist*

62 Die ›richtigen‹ Personen dürfen sich sowieso selbtherrlich aufführen, z. B. Eduard von Randau bei einer – allerdings berechtigten – Verhaftung: *»Darf ich gehorsamt fragen, was diesen beiden Leuten vorgeworfen wird?« fragte der eine Gensd'arm. »Wir haben keine Zeit zu langer Auseinandersetzung,« antwortete der Lieutenant. »Sie arretieren diese Männer auf meine Verantwortung, bringen sie auf die Polizeiwache und sorgen dafür, daß sie nicht entfliehen!« (›Sohn‹, 1974)*

63 Stolte: Waldröschen, wie Anm. 46, S. 34.

64 *»Welche Kompensation lag nicht darin, nachdem man vor dem Stirnrunzeln jedes Aufsehers oder Gendarmen hatte bängen müssen und da einem bis ins Alter vor einem Herrn Wachtmeister oder gar Herrn Assessor die Knie schlotterten, auf dem geduldigen Papier mit Indianerhäuptlingen und Alkalden, mit Kurdenfürsten und mit Paschas, mit chinesischen Mandarinen und mit Operettengeneralen [und mit deutschen Polizisten!; d. Verf.] selbtherrlich umzuspringen.« (Otto Forst-Battaglia: Karl May. Traum eines Lebens. Leben eines Träumers. Bamberg 1966, S. 104f.)*

wird sich niemals zum Hausspionen erniedrigen. (...)« (›Weg‹, 16)⁶⁵
Leni:

»(...) Die Polizei muß sein. Sie ist vom Herrgott und von unserem guten König Ludwig eingesetzt. Ohne Gesetz und Polizei könnten wir nicht bestehen, und ohne sie würde es sehr bald drunter und drüber gehen. Also warum sollten wir die Polizei nicht leiden können? Wir ehren und achten sie. (...)« (Ebd., 19)

Übrigens wird der zudringliche Jäger danach von Lenis Ziegenbock malträtirt.

Leni weiß auch mit einem Gemeindevorsteher umzugehen, der zunächst nicht gewillt ist, einen Auftrag in kürzester Zeit auszuführen: »Euch Männern muß man auch allbereits die Höll heiß machen, sonst klebt Ihr an der Wand wie ein altes Kalenderblatt. (...)« (Ebd., 163)

Alle diese Szenen werden aber noch übertroffen vom Auftreten des Trapper Geierschnabel in Deutschland (›Waldröschen‹, 3033–3196), jenem Kapitän der Armee der Vereinigten Staaten, der in Mexiko für Benito Juarez kämpft und nun in ›geheimer Mission‹ nach Berlin will. Geierschnabel fällt schon in Mexiko wegen seines ungewöhnlichen Verhaltens auf; im preußischen Obrigkeitsstaat jedoch stellt er eine Sensation dar. Er ist

die personifizierte Insubordination (...), [ein] Antiautoritäre(r), wie er im Buche steht, für den es keine Achtung vor Obrigkeiten gibt und der gegenüber arroganten Respektpersonen das Äußerste an respektloser Verachtung aufbietet, was plebejische Rauhigkeit hervorbringt: Er spuckt darauf, er spuckt sie an, aus jeder Distanz gleich treffsicher und wirkungsvoll.⁶⁶

»Was kein Deutscher ungestraft wagen dürfte, wird dem schelmischen Abenteurer zum Vergnügen.«⁶⁷ Er schießt im Wald von Rheinswaldden einen Rehbock und wird von Ludewig Straubenberger, der *ganz darauf versessen (war), seine Pflicht zu thun* (›Waldröschen‹, 3045), festgenommen. Dann gibt er sich ausgerechnet für den Verbrecher Henrico Landola aus, worauf der Hauptmann von Rodenstein natürlich glaubt, einen guten Fang gemacht zu haben: »Heute ist der Tag der Rache. Heute sitze ich selber zu Gericht. Heute werden Alle entlarvt, die bisher kein Anderer entlarven konnte. (...)« (Ebd., 3050) Dieser Wunsch geht nicht in Erfüllung und der Hauptmann hat sich mit seinem Eifer ziemlich lächerlich gemacht: »Mich für einen Narren zu halten und dann auch noch anzuspucken, mich, den großherzoglichen hessischen Oberförster und verinvalidirten Hauptmann von Rodenstein! (...)« (Ebd., 3063) Was Geierschnabel aber seinerseits

65 Im ›Verlornen Sohn‹ tun dies die Polizisten Anton und Adolf aber! Dort wird es gerechtfertigt, weil es für eine gute Sache sei.

66 Stolte: Waldröschen, wie Anm. 46, S. 36.

67 Munzel: Karl Mays Erfolgsroman, wie Anm. 2, S. 214.

von einem deutschen Hauptmann und Oberförster hält, muss er noch loswerden:

»(...) Was sind alle Eure Hauptleute und Oberförster gegen unsere Westmänner, welche an einem Tage mehr erleben, als so ein livrirter Maulaffe in seinem ganzen Leben. Glaubt Er etwa, ein hiesiger Oberförster sei klüger, als ein guter Prairiejäger? Oder glaubt Er, ein Hauptmann der Großherzoglichen Armee könne es mit einem Scout aufnehmen? (...)« (Ebd., 3067)

In Mainz verursacht Geierschnabel durch seine Kleidung fast einen Aufruhr und soll deshalb schon wieder verhaftet werden. Der Kommissar, der ihn verhören will, muss sich schließlich bei ihm entschuldigen, denn Geierschnabel hat verschiedene Empfehlungsschreiben, darunter von Juarez, bei sich. Wie Rodenstein wird auch der Kommissar belehrt: »(...) Ein tüchtiger Apache ist zehnmal gescheidter wie ein Mainzer Polizist.« (Ebd., 3121)

Das gleiche Ritual läuft später wieder ab. Im Zug nach Berlin wird Geierschnabel vom Grafen von Ravenow (der von Curt Helmers im Duell besiegt worden war) beleidigt, verprügelt ihn dafür und kann sich bei seiner (dritten!) Verhaftung wieder durch seine Papiere glänzend rehabilitieren. Er wundert sich aber über die zuvorkommende Behandlung, nachdem man weiß, dass er Kapitän und Gesandter von Juarez ist:

»So. Hm. Das ist interessant! Weil ich Offizier und so weiter bin, läßt man mich laufen, wäre ich das nicht, so hätte man mich eingesperrt, weil der hochgnädige Grafes haben wollte. Der Teufel hole diese liebenswürdige Art der Gerechtigkeit!« (Ebd., 3131)

Ravenow und der später hinzugekommene Oberst von Winslow entgehen ihrer Strafe nicht, denn Geierschnabel macht den Behörden weis, die beiden seien ein französischer und ein russischer Spion (ebd., 3155–3160). Bei dem Verhör fungiert ein Bahnarbeiter als eine Art Chor (»Richtig. So muß es sein (...)«, ebd., 3156 u. ö.).

Geierschnabel wird aber noch ein viertes Mal verhaftet (als vermeintlicher Attentäter!), was ihn zu der Bemerkung veranlasst: »Ihr Deutschen seid doch ein verdammt sonderbares Volk!« »Ah! Wieso?« »Niemand ist so auf's Arretiren erpicht, wie Ihr.« (Ebd., 3185) Insgesamt ist ihm Deutschland aber zu schläfrig (ebd., 3078).

Abb. 7. Geierschnabel wird zum vierten Mal verhaftet.



Zu den genannten Äußerungen Geierschnabels kommen noch unzählige mehr hinzu, in denen auf sehr originelle Weise Kritik an der Gesellschaftsstruktur des preußischen Staates geübt wird.⁶⁸ Darüber hinaus ist Geierschnabel, neben seiner »anarchische(n) Unbekümmertheit im Umgang mit Behörden und Vorgesetzten aller Art«,⁶⁹ auch eine »Symbolfigur der Demokratie«, da er »Dragonerkapitän der Vereinigten Staaten ist und im besonderen Auftrag des revolutionären mexikanischen Präsidenten Juarez nach Deutschland gekommen ist.«⁷⁰ Sicher »bleibt die Kritik letztlich ohnmächtig«,⁷¹ weil Geierschnabel nichts an den deutschen Verhältnissen ändern kann –

Aber viel scheint Geierschnabel nicht erreicht zu haben [in seinem Gespräch mit dem König und Bismarck], denn – wie man weiß – die Ausrufung der deutschen Demokratie ließ noch einige Zeit auf sich warten⁷²

– aber im Gedächtnis bleiben, eben gerade in der Geierschnabel-Episode, die

Gebärden der Aufsässigkeit (...), diese Bekundungen antiautoritärer Widerspenstigkeit und plebejischen Trotzes und Stolzes (...), auf die das Ressentiment seiner Leser mit innerstem Entzücken reagierte⁷³

– und heute noch reagiert.⁷⁴

Ähnlich wie Geierschnabel tritt auch Sam Barth in Sibirien auf (z. B. beim Kreisrichter, »Deutsche Herzen«, 2189–2191).

Spitzen der Aristokratie und Regierung

Auch andere Personen treffen mit den höchsten Repräsentanten des Adels zusammen. Diese zeichnen sich alle durch Freundlichkeit und eine gewisse Leutseligkeit aus, sind jedoch nie arrogant und unhöflich. So bringt Ludewig Straubenberger ein Wolfs- und ein Luchsfell zum Großherzog und wird sehr freundlich empfangen. Er ist aber auch recht selbstbewusst und sagt den Anwesenden, bevor er wieder geht:

68 So ist Geierschnabel z. B. sehr erbost über die Anrede »Er« (»Waldröschen«, 3067, 3109, 3112, 3123f.). Forst-Battaglia meint, dass Geierschnabel »sich Sternheim-schen, Heinrich-Mannschen und Brochschen Trägern der Satire auf die preußische Weltordnung zur Seite stellen darf.« (Forst-Battaglia: Karl May, wie Anm. 64, S. 172)

69 Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 72.

70 Stolte: Waldröschen, wie Anm. 46, S. 36.

71 Munzel: Karl Mays Erfolgsroman, wie Anm. 2, S. 216.

72 Stolte: Waldröschen, wie Anm. 46, S. 37.

73 Ebd.

74 Ilmer dagegen sieht Geierschnabel als »brutale(n) Proletarier« und findet ihn nicht »lustig und humorig«. (Ilmer: »Mißratene« Deutsche Helden, wie Anm. 28, S. 20. Vgl. auch ders.: Der Professor, Martha Vogel, Heinrich Keiter und Mays Ich. In: M-KMG 47/1981, S. 7)

»Meine Herrschaften, ich freue mich zwar auch über das Geld, aber die Hauptsache ist doch die Freundlichkeit. Man hat immer einen gewissen Respekt für solche Leute, und wenn es zum Treffen kommt, so sind sie vielleicht besser als andere Menschen dahier. Sie haben mir nichts übel genommen und ich Ihnen auch nicht; das ist die Würze des Lebens, und darum wollte ich, daß Sie so glücklich wären wie ich in dieser Stunde dahier. Adieu!« (»Waldröschen«, 1021)⁷⁵

Könige treten außer im »Waldröschen« noch im »Verloren Sohn« und im »Weg zum Glück« auf. Im »Verloren Sohn« spielen sie nicht mehr als eine Statistenrolle und sind nur insofern von Bedeutung, als sie an die Unschuld Gustav Brandts glauben. »Bei den höchsten, durchweg väterlich weisen Spitzen des Staats (Kaiser, König, Kanzler, Landesfürst) können die Helden (...) mit Wohlwollen und Unterstützung rechnen.«⁷⁶ Der eine König wandelt das Todesurteil in eine lebenslange Haftstrafe, und sein Nachfolger stattet zwanzig Jahre später Gustav Brandt mit den polizeilichen Vollmachten aus, von denen dieser dann als Fürst des Elends ausgiebig Gebrauch macht.

Man kann Forst-Battaglia sicher zustimmen, wenn er schreibt: »May ist ein Monarchist von echtem Schrot und Korn. Sooft deutsche Kaiser und Könige erscheinen, überrieselt ihn ehrfürchtiger Schauer, den er seinen Lesern mitteilen möchte.«⁷⁷ Dies gilt vor allem für die Begegnungen zwischen Curt Helmers und dem preußischen König.⁷⁸

Gleichzeitig herrscht auch die Vorstellung vom »guten Landesvater« vor, der z. B. in der Stadt spazieren geht und sich auch einmal mit seinen Untertanen unterhält. So begegnet im »Verloren Sohn« die amerikanische Tänzerin Ellen Starton dem König und unterhält sich mit ihm über Kunst, ohne zunächst zu wissen, wen sie vor sich hat. Sie bezeichnet sich als Republikanerin, aber die Frage des Königs: »Doch nicht etwa gar zu roth und radical?«, veranlasst sie zu der kühnen Behauptung: »O nein. Wir Frauen sind im Grunde genommen doch alle gut monarchisch gesinnt.« (»Sohn«, 1877) Ihr Satz: »Majestät, glücklich

75 Solche Auftritte mit »netten« Adeligen zeichnen sich meistens dadurch aus, dass die »hohen Herrschaften« sich von den einfachen Menschen gut unterhalten fühlen und auf eine etwas herablassende Art amüsiert sind. Als der Fürst von Befour den Kohlenbrenner Hendschel und seine Frau mitnimmt zum Oberlandesgerichtsrat, findet dort gerade ein Diner statt. Sie werden zum Essen eingeladen: *Ein augenblickliches Rücken der Stühle war der Beweis, daß sich die Anwesenden höchlichst belustigt fühlten, und Aller Augen richteten sich mit dankbarem Blicke nach dem Fürsten, der ihnen diesen seltenen Genuß bereitete.* (»Sohn«, 2699) *Man hatte sich wohl selten so amüsirt wie heute.* (Ebd., 2701) Es bleibt offen, ob der Erzähler hierbei naiv oder ironisch ist.

76 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 153.

77 Forst-Battaglia: Karl May, wie Anm. 64, S. 149.

78 Obwohl, wie gezeigt wurde, dieser dem König wiederum einen großen Dienst erweist. Klotz sieht hier eher eine »krampfhaft (...) Verschränkung von (...) Historie und Abenteuer« und hält Bismarck und Kaiser Wilhelm in diesem Zusammenhang für »leutselige Monumentalchargen« (Volker Klotz: Erzählen. Von Homer zu Boccaccio, von Cervantes zu Faulkner. München 2006, S. 422).

das Land, welches einen so herzensguten Vater hat!« (ebd.), könnte stellvertretend für die meisten Romanfiguren stehen.

Eine größere Rolle spielt Ludwig II. von Bayern im ›Weg zum Glück‹.⁷⁹ Er ist dort im wahrsten Sinne des Wortes ein ›Märchenkönig‹, der nur wenig mit dem historischen Ludwig zu tun hat.⁸⁰

Karl May verleiht (...) dem König der Bayern Charaktereigenschaften, die breite Leserschichten in der Wilhelminischen Zeit sympathisch finden mußten und Mays Lieferungswerk so »lesenswert« machten (...). Dabei erscheint nur sekundär von Interesse, ob Mays Bild über Ludwig II. geschichtstreu ist oder nicht. Der Autor fesselt seine Leser, indem er mit wenigen, doch eindrucksvollen Strichen volkstümliche Charaktere zu formen versteht, die der Vorstellungswelt der breiten Masse entsprochen haben mögen.⁸¹

Ludwig betätigt sich vor allem als Mäzen und lindert dabei auch, wie der Fürst des Elends, materielle Not. Besonders hierbei wird das Wunschbild deutlich, ein Monarch müsse sich um die Nöte seiner Untertanen kümmern oder, wie Ludwig es selbst ausdrückt, der König ist »(...) *der Vater aller seiner Landeskinder (...) und (bietet) (...) allen Bedrängten und Hilfsbedürftigen gern eine Hand der Unterstützung (...)*« (›Weg‹, 1136). Er ist aber auch selbst glücklich, wenn er helfen kann:

»Allliebender, ich danke Dir für diese Stunde! Ich danke Dir, daß Du mir die Macht und die Mittel verliehen hast, Menschen glücklich zu machen. Verleihe mir die Gnade, mein ganzes Volk glücklich zu sehen. Wie so gern möchte ich die Hungernden speisen, die Durstenden tränken, die Beladenen entlasten und die Irrenden auf den rechten Weg führen. (...)« (Ebd., 1144)

Eine solche Darstellungsweise ist es, die Ludwig so sympathisch erscheinen lässt. Er erscheint aber nicht immer so verklärt. Natürlich ist es der respektlose Wurzelsepp, der zeigt, dass man auch auf einen König einmal böse sein kann. Ludwig entdeckt das Geheimnis des Fex in dessen Höhle, worüber Fex schon sehr zornig ist und dies dem König auch klar macht. Der Wurzelsepp unterhält sich anschließend mit Fex darüber:

»Was hat er denn da drinnen zu suchen! Muß sogar der König seine Nasen in jeds Mauslöcherl stecken! Nun ists verrathen, Alles, Alles! (...) Was geht ihn die Zigeunerin an! Hat sich bishero kein Mensch um sie kümmert, braucht auch nun sich Niemand hinein zu mischen in dera Angelegenheiten. Er mag sich ins Bett legen und einen Fliederthee trinken oder Camillen, damit er in Schweiß kommt und nicht den Dampf und Keuchbusten kriegt auf der Brust; aber sonst mag er schweigen und uns treiben lassen, was uns gefallt. (...)« (Ebd., 322f.)

79 Vgl. Anm. 20.

80 May gibt dabei allerdings das in der Literatur und in den Vorstellungen des Volkes herrschende Bild des Königs wieder.

81 Klaus Hoffmann: Vorwort. In: Karl May: Der Weg zum Glück. Reprint Hildesheim/New York 1971, S. V.

Zusammenfassung

Anhand der oben aufgeführten Beispiele ist deutlich geworden: **A**einigkeit herrscht bei den Romanhelden und dem Erzähler darüber, wie man mit den unteren Chargen der Bürokratie und auch schon mal mit einem Staatsanwalt umzuspringen hat, wenn diese ihre Machtpositionen ungerechtfertigt ausnutzen wollen. »Es wird aufgeräumt. Da wird, wenn es sein muß, wenig Federlesens gemacht. Soll man doch sagen: Es wird Revolution gemacht? Dies wohl nicht, aber immerhin: Die Plebejer proben den Aufstand!«⁸²

Die Spitzen der Aristokratie und der Regierung werden von Kritik ausgenommen.⁸³ Sie sind ausnahmslos positiv dargestellt, geben mithin auch keinen Anlass zu Reibereien. In diesem Sinne kann man Klotz Recht geben, wenn er sagt: »May weicht den Konflikten aus, indem er sie auf die untere Ebene bürgerlicher Bürokratie beschränkt.«⁸⁴ Aber m. E. bleiben doch gerade diese Konflikte und die »Gebärden der Aufsässigkeit«⁸⁵ dem Leser am stärksten im Gedächtnis.⁸⁶

Könige sind nicht mehr als Statisten, außer Ludwig II., und der ist im Roman nicht der Herrscher, sondern der ›Herr Ludwig‹. Ihr Verhalten entspricht einem Wunschbild vom idealen Herrscher, dem ›gütigen Landesvater‹.

Gemäß der Vorstellung, die sich die breiten Massen bis heute unter jedem Regime bewahrt haben, können »die da droben« noch so böse sein und das arme Volk bedrücken und aussaugen: über den aristokratischen oder bürokratischen Intriganten (...) waltet der Alleroberste, schlackenrein, milde für die Schwachen, doch den frevlen Starken ein strenger Gebieter.⁸⁷

Diese Ansicht ist auch weiter nicht verwunderlich, denn die Unterdrückung wurde im konkreten Fall (und Karl May war davon selbst ja besonders betroffen) als von der Bürokratie ausgehend empfunden und nur die politisch fortgeschrittensten Teile des Volkes haben die wirklichen Ursachen von Unterdrückung und Elend erkannt.⁸⁸

82 Stolte: Waldröschen, wie Anm. 46, S. 32.

83 »In den Romanen Karl Mays findet sich eine wunderliche Mischung aus beiden, aus obrigkeitsstaatlicher Autoritätsgläubigkeit und anarchistischer Ablehnung jedes von außen oktroyierten Zwanges.« (Ueding: Glanzvolles Elend, wie Anm. 13, S. 141)

84 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 153.

85 Stolte: Waldröschen, wie Anm. 46, S. 37.

86 Geierschnabel wird niemand so schnell vergessen!

87 Forst-Battaglia: Karl May, wie Anm. 64, S. 149f.

88 So hatte Karl May z. B. auch sehr unklare Vorstellungen von der 1848er Revolution. Vgl. Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg o. J. (1910), S. 44–47; Reprint Hildesheim/New York 1975. Hrsg. von Hainer Plaul, und die Anmerkungen dazu von Plaul, S. 347*–350*.

Justiz und Strafvollzug

Dieses Thema, obwohl es mit dem vorhergehenden eng zusammenhängt, verdient eine eigene Betrachtung, weil es, vor allem im »Verlorenen Sohn«, ausführlich vom Autor behandelt wird, hauptsächlich unter dem Eindruck der eigenen Erfahrungen Karl Mays.⁸⁹

Am Beispiel Karl Petermanns und des Buchbinders Heilmann, die beide im Zuchthaus Rollenberg sind und gleichzeitig entlassen werden, stellt May den Strafvollzug und vor allem seine Folgen in sehr kritischer Weise dar. Petermann wird ein Jahr vor Ablauf seiner Strafe begnadigt. Er weiß noch nicht, womit er seinen Lebensunterhalt verdienen soll, und der Direktor kann ihm nicht viel Hoffnung machen: »(...) *Das Publicum hat gegen jeden entlassenen Sträfling ein scharfes Vorurtheil, welches leider nur zu oft begründet ist.* (...)« (»Sohn«, 1347) Heilmann hat die gleichen Befürchtungen:

»(...) *Wer giebt einem Zuchthäusler Arbeit? Kein Mensch. Was habe ich also zu erwarten? Verachtung, Hunger und Noth. Dazu kommt die Polizeiaufsicht. Wie kann ich gegen das Alles ankämpfen? Es wäre wirklich am Besten, ich könnte hier bleiben.* (...) *Selbst wenn mich ein Meister engagirte, so würde doch kein Geselle mit mir arbeiten wollen.*« (Ebd., 1350f.)

Ähnlich äußert sich Karl May auch in seiner Autobiographie:

*Der »Verbrecher« war einst vogelfrei; er ist es auch noch heute. Ein jeder hackt auf ihn ein; ist es nicht offen, so geschieht es doch heimlich. Er suche Arbeit, er suche Hilfe, er suche Recht, so wird er jedem andern nachgesetzt.*⁹⁰

Noch eindrucksvoller wird die Polizeiaufsicht als Hindernis für die Rückkehr in ein normales Leben angeklagt, denn »(d)amit wird dem Besserdenkenden, Dem, der sich brav halten will, nur das Fortkommen erschwert oder geradezu zur Unmöglichkeit gemacht.« (»Sohn«, 1361) Die Folgen erfährt der Buchbinder Heilmann dann auch:

Er verwendete nun den ganzen Tag dazu, sich Arbeit zu suchen. Alle seine Bemühungen und Bitten waren vergebens. Kein Mensch wollte dem entlassenen Zuchthäusler, welcher noch dazu unter Polizeiaufsicht stand, Arbeit geben. (Ebd., 1390)

Auch die Polizeiaufsicht kannte Karl May aus eigener Erfahrung, wenn sie für ihn auch nicht so vernichtend war wie für die Romanfigur Heilmann.⁹¹

89 Vgl. dazu ebd., S. 120–177; Evers: Der verlorene Sohn, wie Anm. 39; Monika Degner: Vater-Konflikt und Kolportage. Zu Karl Mays »Verlorenem Sohn«. In: Arnold: Karl May, wie Anm. 6, S. 90–100.

90 May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 88, S. 125.

91 Aber wahrscheinlich war sie noch demütigender, denn im Falle Karl Mays hatte

Das ganze Thema ›Strafe – Gefängnis‹ lässt sich nur mit der »besondere(n) Erfahrung dieses Autors als vormals kriminalisiertem Zuchthäusler«⁹² sehen. Im ›Verlorenen Sohn‹ kommen zahlreiche Personen ins Gefängnis; teils sind sie unschuldig, teils von den Schurken des Romans zu Vergehen getrieben worden.⁹³ Die Justiz sieht ihre Fehler von sich aus nicht ein; ein pensionierter Justizrat formuliert seine etwas überspitzte, aber durchaus repräsentative Meinung:

»*Stimmen des Zweifels? O, die gibt es stets. Aber in dieser Bewegung logischer Ungewißheit sitzt der Richter fest, wie ein Fels im Meere. Er läßt sich nicht verlocken und verleiten und spricht sein endliches Wort so groß und gelassen aus wie jenes biblische: Es werde Licht!*« (›Sohn‹, 2068); und

»(...) *Die Logik eines richterlichen Urtheiles ist infallibel wie der Papst in Rom.*« (Ebd., 2067)

Die Ironie dieser Szene liegt darin, dass der Justizrat zwanzig Jahre zuvor Gustav Brandt verurteilt hat!

So wie Gustav Brandt seine Unschuld selbst beweisen muss, hilft er als Fürst von Befour und Fürst des Elends den anderen unschuldig Verurteilten. »Indem erst durch Brandt gerechte Verhältnisse entstehen, wird gleichzeitig der Justiz die Fähigkeit abgesprochen, über Recht und Unrecht entscheiden zu können.«⁹⁴ Was die Justiz auch macht (ohne den Fürsten von Befour), ist »eine unablässige Folge von Mißgriffen und Justizirrtümern«.⁹⁵ Dies geschieht nicht absichtlich, höchstens fahrlässig, denn: »(...) *Unserer ist erstens nicht allwissend und zweitens Beamter.*« (›Sohn‹, 1981) Die Ursache ist hauptsächlich Unfähigkeit.⁹⁶

Der Glaube an eine Gerechtigkeit hilft auch nicht weiter. So ist Gustav Brandts Vater sicher:

der ›Ortswachtmeister‹ von Ernstthal die Aufsicht. Vgl. ebd., S. 179 und dazu die Anmerkung von Plaul, S. 389*f.

92 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 162.

93 Vgl. ebd., S. 172, und Evers: Der verlorene Sohn, wie Anm. 39, S. 97f. Beispiele sind: Gustav Brandt, Robert Bertram, Wilhelm Fels, Marie Bertram, Beyer, Auguste Beyer, Heilmann, Karl Petermann. »Wenn im Roman auf Seiten der ›Guten‹ eine Schuld als solche thematisiert wird, ist sie stets und ausschließlich ein Machwerk des Bösen.« (Andreas Graf: »Ja, das Schreiben und das Lesen ...«. Karl Mays Kolportageroman ›Der verlorne Sohn‹ als Entwurf einer schriftstellerischen Karriere. In: JbKMG 1994, S. 188–211 [190]).

94 Evers: Der verlorene Sohn, wie Anm. 39, S. 98.

95 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 162; ähnlich ders.: Woher, woran, wie Anm. 57, S. 98.

96 »Karl May sieht sehr wohl, daß die bürgerlichen Ordnungskräfte die Notleidenden nicht vor der Willkür der Ausbeuter schützen. Er sieht jedoch nicht, daß da ein gemeinsames Interesse von Staat und Kapital zum Zug kommt. Darum bezeichnet er nirgends die Behörden der Korruption oder gar der Klassenjustiz, sondern immer nur der Unfähigkeit.« (Klotz: Woher, woran, wie Anm. 57, S. 99; ähnlich ders.: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 163) De facto handelt es sich natürlich um Klassenjustiz.

»(...) *Da Du aber unschuldig bist, so gehe mit Gott. Sie führen Dich in das Gefängniß; aber das thut nichts! In unserem Lande giebt es einen guten König und gerechte Richter, und über uns wacht der liebe Gott, und Dein alter Vater und Deine alte Mutter werden für Dich beten!*« (Ebd., 77)

Wie bekannt ist, wird Gustav Brandt trotzdem verurteilt.

Das Unrecht lässt sich nicht einfach durch die Freilassung wiedergutmachen. Der Fürst fragt, als Laura Werner nach vier Jahren Haft endlich freikommen soll: »(...) *Welches Aequivalent giebt es für diese Zeit, für die Schande, die Sorge, den Gram?* (...)« (Ebd., 1786); und

»(...) *Wer zählt die Thränen, welche so ein armes Wesen im Stillen weinte? Wer vermag die Summe der Seufzer anzugeben? Wer kann die Verbitterung nachfühlen, welche sich in das Herz einer Unschuldigen einfrisst?* (...)« (Ebd., 1980f.)

Die Empfindungen, die hier als für Außenstehende nicht nachvollziehbar dargestellt werden, beschreibt eine andere Szene, diesmal aus der Perspektive des Gefangenen:

Es war ein eigenthümliches Gefühl, welches ihn überkam, ein Gefühl ganz ähnlich Demjenigen, welches ein Mensch empfindet, welcher in das Wasser steigt und dabei bemerkt, daß die Fluth über ihn zusammenschlägt. Er ist von Luft und Licht abgeschlossen; er ist kein Mensch mehr, kein freies, selbstbestimmendes Wesen; er hat keinen Namen mehr; er wird nach der Nummer derjenigen Zelle gerufen, in welcher er sich befindet. Er mag sterben und verderben, ohne sich wehren zu können. (»Waldröschen«, 276)

Interessant ist, dass sich eine Äußerung Karl Mays über Strafgefangene aus seiner Autobiographie ganz ähnlich schon im »Verlorenen Sohn« findet. In »Mein Leben und Streben« schreibt er:

Das, was man einst als »Verbrecherwelt« brandmarkte, gibt es nicht mehr. Die Bewohnerschaft der heutigen Strafhäuser rekrutiert sich aus allen Ständen des Volkes. Sie setzt sich in Beziehung auf Beruf und Intelligenz aus denselben Procentsätzen zusammen wie die der »Unbestraften«.⁹⁷

Im »Verlorenen Sohn« sagt Heilmann:

»(...) *Wie Viele laufen frei herum, denen ein Stammplatz im Gefängnisse gehörte. Die Bevölkerung der Strafanstalten ist auch nicht anders zusammengesetzt als die freie Menschheit. Es giebt hier wie dort gute und schlechte.*« (»Sohn«, 1361)⁹⁸

Die Erfahrungen, die Karl May mit der Justiz gemacht hat, drücken sich im Roman aus als tiefes Misstrauen in die Fähigkeiten der Justiz

97 May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 88, S. 120f.

98 Wie man sieht, ist der Gedanke in »Mein Leben und Streben« nicht eine späte Rechtfertigung Mays.

und ihre Möglichkeiten, Gerechtigkeit zu üben. Er klagt aber nicht eine allgemeine Ungerechtigkeit an, sondern die persönlichen und menschlichen Schwächen einzelner Vertreter der Justiz. In der Darstellung des Strafvollzugs geht er jedoch weiter. Vor allem die Polizeiaufsicht nach Verbüßung der Strafe wird als Hindernis für die Resozialisierung gesehen.

Kapital und Arbeit

Darstellung der Lebensbedingungen

Arno Schmidt, der Karl Mays Kolportageromane für »Kitschromane«⁹⁹ und »Lieferungsromane elendester Sorte«¹⁰⁰ hält, meint, dass man den ›Verlorenen Sohn‹ »mit einigem guten Willen« als »Sozialroman«¹⁰¹ lesen könne. Auch Hans Wollschläger sieht in den Romanen hauptsächlich »unerfreuliche Texte«,¹⁰² versteht aber den ›Verlorenen Sohn‹ als den »wohl größte(n), bedeutsamste(n) Trivialroman des 19. Jahrhunderts«, als »Ungetüm von ›Sozialem Roman‹.«¹⁰³ In einer anderen Interpretation wird die Auffassung vertreten: »Wir meinen, daß man ihn mit einem gewissen Recht als illegitimen Sproß der im Entstehen begriffenen proletarischen Kultur betrachten kann.«¹⁰⁴ Im ›Karl-May-Handbuch‹ heißt es: »Auch als Autor eines auf Spannungserregung abzielenden Kolportageromans vergaß May an keiner Stelle, auf die der kapitalistischen Gewinnsucht anzulastende ›soziale Frage‹ hinzuweisen.«¹⁰⁵

Worauf gründen sich diese Ansichten? Als einziger der Kolportageromane spielt der ›Verlorne Sohn‹ nur in Deutschland, und zwar in der Heimat Karl Mays.¹⁰⁶ Besonders gut, nämlich aus eigener Erfahrung,

99 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl May's (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe III. Bd. 2). Zürich 1993, S. 19.

100 Arno Schmidt: Abu Kital. Vom neuen Großmystiker (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe II. Dialoge Bd. 2). Zürich 1990, S. 40.

101 Schmidt: Sitara, wie Anm. 99, S. 18.

102 Wollschläger: Karl May, wie Anm. 4, S. 67.

103 Hans Wollschläger: Der Verlorene (und wiedergefundene) Sohn. In: M-KMG 8/1971, S. 29.

104 Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 288. Nicht vergessen sollte man den Einfluss von Sue und Dumas auf May (vgl. Hans-Jörg Neuschäfer: Karl May und der französische Feuilletonroman. In: JbKMG 1996, v. a. S. 241–244: »Dem Sue-Schema entspricht die Darstellung des sozialen Elends und seiner Gründe (...) ferner die Obrigkeitshörigkeit (...) sowie der laufend wiederholte Hinweis auf einen gütigen Monarchen (...). Dem Vorbild Dumas' entspricht vor allem die Modellierung des Haupthelden (...).« Ebd., S. 242).

105 Klaus Hoffmann: Werkartikel ›Der verlorene Sohn‹. In: Karl-May-Handbuch, wie Anm. 17, S. 325–331 (329).

106 ›Der Weg zum Glück‹ enthält Episoden in Wien und in Italien; der Haupthandlungsbereich Bayern ist Karl May zu jener Zeit auch nicht bekannt gewesen.

kannte er das Webermilieu im zweiten Teil des Romans, in ›Die Sklaven der Arbeit‹.

Die Schilderungen sozialen Elends im ›Verlorenen Sohn‹ basieren auf persönlichen Erfahrungen des Autors und enthalten stellenweise auch direkte Einblendungen einzelner Episoden aus dem Leben Mays.¹⁰⁷

Die Weber, Bergleute und Angestellten in dem nicht näher bezeichneten Städtchen leben im tiefsten Elend. Arbeit für die Menschen gibt es entweder im Kohlebergwerk, das Baron Franz von Helfenstein gehört, oder als Weber für die Kaufmannsfamilie und ›Verleger‹ Seidelmann; andere sind Angestellte der Seidelmanns oder der Gemeinde.

Wie Karl May die Zustände schildert (»[e]rgreifend echt und mit wahrer Stimme«¹⁰⁸), soll an einigen Beispielen gezeigt werden.

1. Familie Hauser

Die Familie besteht aus den Eltern und sechs Kindern, von denen Eduard das älteste ist. Eduard und sein Vater sind Weber. Sie müssen Tag und Nacht arbeiten, weil Seidelmann ihnen eine Hypothek gekündigt hat und so der normale Lohn nicht mehr reicht. Trotz der schweren Arbeit können sie sich nicht satt essen; alles, was sie sich leisten können, sind Kartoffeln:

Es gab eine Schüssel seifiger Kartoffel in der Schale und dazu nichts weiter als – Salz, welches die Mutter braun geröstet hatte, um demselben wenigstens einen etwas ungewöhnlichen Beigeschmack zu geben. (›Sohn‹, 672)

Brot haben sie nicht mehr, und für die letzten vier Kreuzer wollen sie Kohlen kaufen, damit sie wenigstens Kartoffeln kochen können. Obwohl es den Hausers so schlecht geht, helfen sie Menschen, die noch ärmer sind. Den früheren Barbier des Ortes, einen alten Mann, lassen sie mitessen und retten ihn vor dem Verhungern:

»Vorhin habe ich gemeint, daß ich seit heute noch nicht gegessen hätte, Gevatter; aber ich will Dir nun gestehen, daß bereits seit vorgestern Abend nichts über meine Lippen gekommen ist.« (Ebd., 674)

2. Familie Beyer

Beyer ist Schreiber bei Seidelmanns. Sein Gehalt reicht jedoch nicht aus, um die Familie richtig zu ernähren. Seine Frau ist krank, aber es kann kein Arzt bezahlt werden. Den Armenarzt dürfen die Angestellten Seidelmanns nicht in Anspruch nehmen, da dies dem Ruf der Verleger

¹⁰⁷ Evers: Der verlorene Sohn, wie Anm. 39, S. 101.

¹⁰⁸ Hanswilhelm Haefs: Der verlorene Sohn oder Der Fürst des Elends. Versuch einer Bilanz. In: M-KMG 73/1987, S. 46.

schade. Die Familie Beyer ist noch ärmer als andere; sie haben kein eigenes Haus bzw. keine eigene Hütte, sondern wohnen zur Miete. *Sein trauriges Heim bestand in einem kleinen Stübchen und einem noch kleineren Kämmerchen unter dem Dache, wo der Wind den Schnee zwischen den Schindeln hereintrieb.* (Ebd., 752) In dieser armseligen Behausung liegt die todkranke Frau, um die sich die schwangere Tochter Auguste (sie ist von Fritz Seidelmann vergewaltigt worden) nur unzulänglich kümmern kann. Zu essen gibt es kaum etwas; Auguste gibt den Rest Brot den kleineren Geschwistern. Die Hauptnahrung besteht aus Sauerkraut. *Für fünfzehn Kreuzer Sauerkraut, Sauerkohl, hatte er am Montag gekauft. Das war nebst trockenem Brode während der ganzen Woche ihre einzige Nahrung gewesen.* (Ebd., 754)

3. Familie Wilhelmi

Auch Wilhelmi ist Angestellter bei Seidelmanns, und zwar ist er Musterzeichner. Wie Beyer verdient er so wenig, dass die Familie fast verhungert. Seinem Bruder gesteht er: *»Heute ist Donnerstag. Am Sonnabend habe ich das letzte Mal gegessen.«* (Ebd., 1107) Er bekommt keinen regelmäßigen Lohn, sondern wird bei Abgabe seiner Muster bezahlt. Wie er dem Armenarzt sagt, hat er an fünf neuen Mustern zwei Wochen lang ununterbrochen gearbeitet und wird pro Stück zwei Gulden erhalten. Das reicht aber bei weitem nicht aus, denn zu dem für die Menschen schon alltäglichen Elend kommt noch hinzu, dass die Frau Wilhelimis und die drei Kinder die Blattern haben. Die notwendige teure Medizin können sie nicht kaufen und wegen der Vernachlässigung durch den Arzt ist ein Kind gestorben. Die beiden anderen Kinder rettet der Armenarzt vor dem Ersticken, indem er widerwillig die Pockenkruste am Mund aufschneidet (ebd., 1088).¹⁰⁹

4. Familie Schulze

Schulze war früher Bergmann, hat aber durch einen Arbeitsunfall einen Arm verloren und arbeitet jetzt im Bergwerk als sogenannter ›Hundejunge‹.¹¹⁰

Auch in seiner Wohnung sah es elend aus. Seine Frau saß bei einem Lämpchen am Klöppelsacke und arbeitete. Auf einer harten Bank lag ein bleiches Kind, ein Mädchen, welches nicht laufen konnte, trotzdem es bereits drei Jahre war. Es

109 Hier greift Karl May möglicherweise auch auf eigene Erfahrung zurück. Er berichtet in seiner Autobiographie: *Die Blattern brachen aus. Wir Kinder lagen alle krank. Großmutter tat fast über Menschenkraft. Vater aber auch. Bei einer der Schwestern hatte sich der blatternkranke Kopf in einen unförmlichen Klumpen verwandelt. Stirn, Ohren, Augen, Nase, Mund und Kinn waren vollständig verschwunden. Der Arzt mußte durch Messerschnitte nach den Lippen suchen, um der Kranken wenigstens ein wenig Milch einfließen zu können.* (May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 88, S. 19)

110 *Hunde heißen diejenigen vierrädrigen Karren, in denen in Bergwerken auf Schienen das Loggeschlagene transportiert wird. Einer, dessen Arbeit es ist, Hunde zu schieben, wird Hundejunge genannt.* (›Sohn‹, 1128)

litt an der englischen Krankheit, eine Folge der vollständig ungenügenden Ernährungsweise. Und in der Ecke hockte ein älterer Knabe, vorn und hinten ausgewachsen. Bei ihm waren, auch infolge Nahrungsmangels, die Knochen weich geblieben und hatten sich in ihre jetzige Lage gebogen. (Ebd., 1128)

Die Familie ist so arm, dass sie nicht einmal Kartoffeln kaufen kann; es reicht nur zu einer Suppe aus Kartoffelschalen, die die Frau sich erbettelt hat:

»Ich war beim Bürgermeister. Das Dienstmädchen fütterte gerade die Ziege. Es waren Brodrinden und Schalen, an denen noch Brocken hingen. Ich gab gute Worte und habe die Schalen und Rinden erhalten. Die Rinden haben die Kinder gekommen; die Schalen aber habe ich in Salzwasser gekocht und dann durch ein Tuch geseibt. Das ist Deine Kartoffelsuppe.« (Ebd., 1129)¹¹¹

Für die Familie besteht außerdem die Gefahr, ausgepfändet zu werden, weil sie keine Steuern bezahlen kann. Die Folge davon wäre, dass sie ins Armenhaus müsste.

5. Frau Löffler

Das Armenhaus ist die letzte und schrecklichste Station für diejenigen, die überhaupt nicht mehr für sich selbst sorgen können. Förster Wunderlich gibt seinem ›Vetter Arndt‹ (Gustav Brandt) Auskunft über die desolaten Zustände im Armenhaus:

»(...) Sie müssen nämlich wissen, daß es dort mit Arbeit und Verpflegung noch ärger im Argen liegt, als bei den Kalmücken und Hottentotten! Ein Bund Stroh haben sie, worauf sie schlafen! Essen und Trinken sollen sie auch erhalten, ja, auf dem Papiere steht es; aber wer da nicht verhungern will, der muß hinaus auf die Dörfer und bei den Bauern fechten gehen.« (Ebd., 767)

Am schlimmsten ergeht es der über achtzigjährigen Frau Löffler. Sie ist durch eine Explosion am Bergwerk blind geworden und kann, im Gegensatz zu den anderen Bewohnern des Armenhauses, nur in der Stadt selbst betteln.

»(...) Ich aber taste mich im Orte von Haus zu Haus, wo lauter arme Leute wohnen. Ich weiß, wie der Hunger thut; ich weiß aber seit langer Zeit nicht mehr, wie es ist, wenn man satt ist. (...)«* (Ebd., 780)*

Das Elend dieser Menschen steht stellvertretend für das der meisten Bewohner der Stadt. Bei dem Vortrag des ›frommen Seidelmann‹ sind fast alle versammelt, und der Erzähler macht die Beobachtung:

¹¹¹ Auch hier ist wieder der direkte Bezug zu Mays Kindheit erkennbar: *Wir baten uns von unserm Nachbar, dem Gastwirt »Zur Stadt Glauchau«, des Mittags die Kartoffelschalen aus, um die wenigen Brocken, die vielleicht noch daran hingen, zu einer Hungersuppe zu verwenden.* (May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 88, S. 39)

Da gab es Gesichter, in denen der Hunger, die Kälte, die Sorge, das Elend zu lesen war, junge und alte Leute, Burschen, welche in Folge der ungesunden Schachtarbeit ein Jahrzehnt älter zu sein schienen, als sie wirklich waren; Mädchen und Frauen, deren einziges, ärmliches Gewand ihre Sonn- und Werktagskleidung war, Männer, welche trotz ihrer vierzig Jahre bereits in gebückter Haltung auf den Bänken saßen, und weißhaarige Greise, bei deren Anblicke man sich gewundert hätte, daß sie so hoch betagt hatten werden können, wenn man nicht gewußt hätte, daß sie ihrem Alter nach eigentlich noch gar nicht Greise genannt werden konnten. (Ebd., 772)

Karl May hat in seiner Schilderung des Elends und der Not keineswegs übertrieben. 1891 hat Gerhart Hauptmann während seiner Reise durch Schlesien noch ganz ähnliche Verhältnisse angetroffen. 1938 erinnert er sich:

Erwachsene pflichtgetreu an den Webstühlen, bis zum kleinen Buben herunter ist jedem seine Arbeit zugeteilt. Kleine Mädchen schleppen und warten die kleineren Kinder. (...) Der Geruch einer schmorenden Speckschwarte, die sich in einem Berg ungeschälter trockener Kartoffeln verlieren wird, vermischt mit dem von Sauerkraut, dringt aus der Ofenröhre. Der Säugling gibt kreischend seine Verzweiflung kund. Hungrige Krausköpfe kämpfen um eine Brotkante. Der Himmel weiß, wo diese Menge zusammengepfertchter Menschen nachts ihr Lager hatte.¹¹²

In einer anderen Hütte bietet sich ihm folgender Anblick:

Im Stroh auf der Erde lag, den ganzen Körper mit Schorf bedeckt, ein junges Weib, das vor kurzem geboren hatte. Sie wies auf den Säugling mit einem Blick, der nicht zu vergessen ist. Auch dieser, der Säugling, war über und über mit Schorf bedeckt. Um sich zu wärmen, waren nicht einmal Lumpen vorhanden.¹¹³

In der Stadt, in der ›Skaven der Arbeit‹ spielt, gibt es nur eine wohlhabende Familie, nämlich die schon erwähnten Seidelmanns. In »eine(r) Art Paralleltechnik«¹¹⁴ wird ihr Leben kontrastierend zu dem der Arbeiter dargestellt. Nachdem der Leser miterlebt hat, wie das Essen in einer armen Weberfamilie aussieht, berichtet der Erzähler von einer Mahlzeit bei der reichen Kaufmannsfamilie:

Wie ganz anders sah es da aus, als am Mittag bei dem armen Hauser! Dort hatte es nur schlechte Kartoffeln mit Salz gegeben. Hier erfüllten Wohlgerüche das

112 Gerhart Hauptmann: Erlebnisse. In ›Breslauer Neueste Nachrichten‹ vom 25. September 1938, Jubiläumsausgabe zum 50jährigen Bestehen. In: Hans Schwab-Felisch: Gerhart Hauptmann: Die Weber. Dichtung und Wirklichkeit. Frankfurt a. M. u. a. 1970, S. 164.

113 Ebd., S. 165. Vgl. auch Max Baginski: Gerhart Hauptmann unter den schlesischen Webern. In: Sozialistische Monatshefte, Februar 1905. In Schwab-Felisch: Gerhart Hauptmann, wie Anm. 112, bes. S. 168–174, und Plaul: Der Sohn des Webers, wie Anm. 59.

114 Helmut Schmiedt: Waldkönig und Buschgespenst. In: M-KMG 23/1975, S. 4.

Zimmer, und die Tafel brach fast unter dem Reichthume der Delicatessen, welche aufgetragen waren. (›Sohn‹, 684)

Nun schwelgten Die, welche den hungernden Arbeiter um den größten Theil seines Lohnes betrogen, in Genüssen, von denen der Ärmste kaum die Namen zu nennen gewußt hätte. Kostbarer Wein wurde getrunken. Die Tafel währte, bis die Dämmerung hereinbrach. Unten standen die Arbeiter, um die Früchte ihrer Anstrengung zu bringen und den ärmlichen Lohn in Empfang zu nehmen. Sie mußten warten, bis es Fritz Seidelmann gefiel, sich ihrer zu erinnern. (Ebd., 685)

Nicht nur der materielle Wohlstand unterscheidet die Seidelmanns von den Arbeitern. Die Weber, besonders der alte Hauser, sind sehr fromm. Hauser ist »trotz der furchtbaren Not, in der er lebt, ein zu tiefst gläubiger Mensch, bei dem das äußere Gebaren mit der inneren Überzeugung übereinstimmt«¹¹⁵ (ebd., 671f., 688, 716–719, 838f., 877f., 893f.). Ganz anders die Seidelmanns! Bei ihnen wird vor dem Essen nicht gebetet, denn »Das Beten ist für die armen Teufel und für die reichen Heuchler«, wie Seidelmann seinem Bruder sagt (ebd., 684). Dieser Bruder, August Seidelmann, wird nur der ›fromme Seidelmann‹ genannt. Er ist Vorsteher der ›Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit‹ und betreibt unter diesem Deckmantel in der Hauptstadt einen zunächst erfolgreichen Mädchenhandel. Ins Gebirge ist er gekommen, um für diese ›Gesellschaft‹, d. h. für sich selbst, Geld zu sammeln. Er ist »ein Heuchler erster Ordnung«,¹¹⁶ ein »Betrüger perfidester Sorte«¹¹⁷ und spricht fast nur in Bibelzitat, die er aber immer in zynischer und blasphemischer Weise gebraucht:¹¹⁸ »Der predigende, wortgewandte, trügerischen Schein verbreitende Seidelmann ist einer der ersten jener religiösen Heuchler, von denen es in Mays späteren Romanen geradezu wimmelt.«¹¹⁹

115 Ebd.

116 Ebd.

117 Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 285.

118 Zum Beispiel ›Sohn‹, 169f., 333–335, 349f., 658, 687f., 731, 739–743, 780–784, 853.

119 Schmiedt: Waldkönig und Buschgespenst, wie Anm. 114, S. 4.

Der Szene mit Frau Löffler (›Sohn‹, 779–783) und überhaupt das Verhalten Seidelmanns entspricht in der Autobiographie die Darstellung des reichen Kaufmanns Layritz, der sich weigert, der Familie May fünf Taler für den Seminarbesuch Karl Mays zu leihen. Der Kaufmann weist Frau May mit den Worten ab: »Meine liebe Frau Gevatter, es ist wahr, ich bin reich, und Sie sind arm, sehr arm. Aber Sie haben denselben Gott, den auch ich habe, und wie er mir bis hierher geholfen hat, so wird er auch Ihnen weiterhelfen. Ich habe auch Kinder wie Sie und muß für sie sorgen. Ich kann Ihnen also die fünf Taler nicht leihen. Aber geben Sie getrost nach Hause, und beten Sie recht fleißig, so wird sich ganz gewiß zur rechten Zeit jemand finden, der sie übrig hat und sie Ihnen gibt!« (May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 88, S. 78) Es ließen sich noch mehr Stellen aufführen, an denen Szenen aus den Kolportageromanen mit denen aus ›Mein Leben und Streben‹ übereinstimmen. Offen muss bleiben, ob May »alte literarische Ausführungen als Biographie ausgegeben (habe) (...).« (Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 81)

Der Gegensatz zu den Webern wird vom Erzähler selbst auch noch hervorgehoben und kommentiert: *Welch ein Unterschied zwischen diesem armen Weber, dessen Frömmigkeit ohne Falsch war, und jenem Heuchler, der Eduard mit Worten, der heiligen Schrift entlehnt, die Thür gezeigt hatte.* (Ebd., 688)

Wer in diesem Augenblicke in die ärmliche Stube getreten wäre, dem hätte ein Odem Gottes entgegen geweht, als ob er sich in der Kirche befände. Die Armuth, das Elend führt zu Gott; der Reichthum aber macht gleichgiltig gegen den Geber aller Güter. (Ebd., 719)¹²⁰

Ursachen der Lebensbedingungen und deren Veränderung

Was wird nun im Roman als Ursache des Elends gesehen? Gleich zu Beginn der ›Sklenen der Arbeit‹ eröffnet der Zahlmeister des Bergwerks den Arbeitern, dass ihnen der Lohn gekürzt werde. Begründet wird dies mit der Konkurrenz und erhöhten Betriebskosten. Die Arbeiter verdienen drei Gulden pro Woche für eine Arbeitszeit von vierundachtzig Stunden. Nun sollen sie siebenzig Kreuzer weniger bekommen. Ein Arbeiter macht deutlich, was das für ihn bedeutet:

»Ich raisonnire nicht; aber ich denke an die acht Personen, welche ich mit drei Gulden zu erhalten habe. Nun sollen für die Woche gar siebenzig Kreuzer weniger gezahlt werden. Herr, wir hungern bereits, wir hungern und frieren! Was soll nun weiter mit uns werden?« (›Sohn‹, 668)

Das kann der Zahlmeister auch nicht beantworten. Eine andere Arbeit können die Bergleute nicht suchen, denn »(e)s giebt hier nur Weber und Kohlenbergleute. (...) und dieses Bergwerk ist das einzige in der weiten Umgegend. (...)« (ebd.).

Die Weber sind Heimarbeiter und liefern die fertige Ware nicht an den Fabrikanten, sondern an einen ›Verleger‹, hier die Familie Seidelmann. Was die Funktion eines Verlegers ist, erklärt der alte Seidelmann seinem Bruder:

»(...) Es giebt hier Weber zu Tausenden. Sie finden in dieser Gegend keine Arbeit. Ich habe mich nun mit mehreren Fabrikanten in

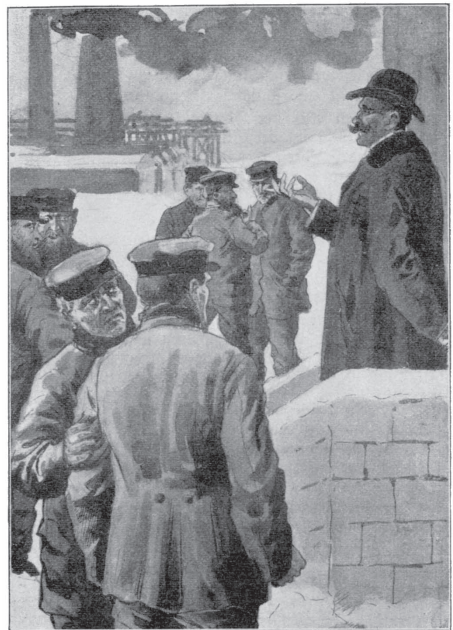


Abb. 8. Der Zahlmeister des Kohlebergwerks gibt den Arbeitern eine Lohnkürzung bekannt.

¹²⁰ Das ›Teilen in der Not (...) hebt in aller Deutlichkeit die moralische Überlegenheit der Leidenden hervor (...). Sie sind damit dem Prinzip christlicher Gerechtigkeit unmittelbar nahe, während alle, die ihr Elend nicht teilen, diesem Prinzip fernstehen (...).« (Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 284)

Verbindung gesetzt; diese senden mir das Material und die Muster und bezahlen mir pro Stück ein bestimmtes Arbeitslohn. Ich engagire die Arbeiter und behalte dafür von dem Lohne eine Kleinigkeit für mich.» (Ebd., 684)

Der Ausdruck ›Kleinigkeit‹ ist natürlich ein Sarkasmus, denn Seidelmann verdient an jedem Stück fünf bis sechs Gulden. Außerdem gibt er nicht das ganze Garn an die Weber weiter, sondern behält von vierzig Pfund fünf Pfund. Ähnlich sieht es mit den Webstühlen aus:

»(...) Diese Webstühle habe ich aus einer Concurssmasse erstanden; das Stück kostet mich zwei Gulden. Wer hier von mir Arbeit haben will, muß seinen Stuhl von mir nehmen, entweder per Kauf oder auf Miethe. Ich verkaufe das Stück zu zwanzig Gulden; die Miethe beträgt sechs Gulden pro Jahr. Wird der Stuhl alt und es bricht Etwas, ist der Miether contractlich gezwungen, mir zwanzig Gulden zu zahlen.« (Ebd., 731)

Das Profitstreben der Seidelmanns geht so weit, dass sie den Webern oft überhaupt keinen Lohn zahlen, indem sie behaupten, die Ware sei unbrauchbar (ebd., 685f.). Dies hängt zwar zusammen mit ihrem zweiten ›Beruf, dem Schmuggeln, ist aber trotzdem eine realistische Darstellung der Verhältnisse.

Der Weber muß oft wegen ganz kleiner Fehler, deren Ursache häufig in schlechter Beschaffenheit gegebenen Materials zu suchen ist, hohe, alles Maß übersteigende Abzüge dulden. Oft erhält er wegen verspäteter Lieferzeit gar keinen Arbeitslohn für sein Stück, an dem er acht Tage arbeitete. Will er klagen, büßt er noch die Arbeit ein.¹²¹

Das niedrige Lohnniveau bestätigt auch Friedrich Engels:

(...) immerhin hatte damals der ländliche Industriearbeiter eine gewisse Sicherheit der Existenz. Mit der Einführung der Maschinerie änderte sich das alles. Der Preis wurde nun bestimmt durch das Maschinenprodukt, und der Lohn des hausindustriellen Arbeiters fiel mit diesem Preise. (...) Kein Fabrikarbeiter hätte getauscht mit dem langsam aber sicher verhungern den ländlichen Handwerker. (...) Nirgends, selbst die irische Hausindustrie kaum ausgenommen, werden so infam niedrige Löhne gezahlt wie in der deutschen Hausindustrie.¹²²

Förster Wunderlich empört sich über die Ausbeutung:

»(...) Diese Seidelmann's sind ein wahrer Segen für unsere Gegend. Es giebt weit und breit keine Concurrrenz für sie, und so haben sie das Prä und die Dominatio in ihren ungewaschenen Händen. Es ist mit ihnen ganz dasselbe wie mit dem Kohlenbergwerk, bei welchem der Baron Franz von Helfenstein die Alleinherr-

121 Hans Zesewitz: Weberelend in Ernstthal, als Karl May ein Kind war. In: Aus der Heimat. Beilage zum Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt und Anzeiger. 12. Jg., Nr. 5, Mai 1937, S. 2; zit. nach Plaul: Der Sohn des Webers, wie Anm. 59, S. 24.

122 Friedrich Engels: Zur Wohnungsfrage. Vorwort (zur zweiten Auflage von 1887). In: Karl Marx/Friedrich Engels. Ausgewählte Schriften in zwei Bänden. Band I. Berlin 1970, S. 521f.

schaft hat. Ein zweites Werk giebt es in der ganzen Gegend nicht (...) Wem sie keine Arbeit geben, der muß entweder verhungern oder zu den Paschern gehen, und wem sein Lohn ohne allen Grund verkürzt werden soll, der muß es sich einfach gefallen lassen. (...) Sie allein sind Schuld an der immer mehr überhand nehmenden Verarmung. (...)« (Ebd., 690f.)

Er sieht also die Ursachen der Not hauptsächlich in der Monopolstellung der Seidelmanns und Baron Franz von Helfensteins.

Zu dem geringen Verdienst kommt als weitere Belastung noch hinzu, dass Steuern bezahlt werden müssen. Für die ärmsten Leute ist das gar nicht möglich. Der schon erwähnte Schulze, der die Steuern für zwei Jahre schuldig ist, klagt: *»Diese Herren wissen wirklich nichts weiter, als Geld verlangen! Sie mögen doch vorher dafür sorgen, daß man das, was man braucht, auch wirklich verdient!«* (Ebd., 1130) An anderer Stelle werden die Abgaben konkretisiert: *»(...) Einkommensteuer, Kirchen- und Schulanlagen, städtische Abgaben, da sind bald zweiunddreißig Gulden fertig, wenn man mehrere Termine nicht bezahlt!«* (Ebd., 1714) Der Theaterdiener Werner, um den es hier geht, rechnet dem Intendanten vor: *»Wenn ich die Steuern und den Zins von meinem Gehalte abziehe, kommt auf die Person meiner Familie noch nicht ganz ein halber Gulden pro Monat!«* (Ebd., 1744)

Für Seidelmann stellt sich das Problem sehr einfach dar. Für ihn sind die Weber faul (ebd., 682).

Förster Wunderlich hat recht, wenn er über die ›legale‹ Ausbeutung spricht. Was er zu dem Zeitpunkt aber noch nicht weiß, ist, dass Franz von Helfenstein und mit ihm die Seidelmanns die Menschen auch auf eine illegale Weise ausbeuten. Helfenstein ist ja der Chef einer Verbrecherbande in der Hauptstadt und die Seidelmanns sind die berüchtigten ›Waldkönige‹ – sie leiten eine Schmugglerbande. Ihr Ziel ist es, die von ihnen abhängigen Weber so weit ins Elend zu treiben, dass sie Mitglieder dieser Bande werden (z. B. Wilhelmi).

Der Wunsch des Försters, in ihre Gegend müsse auch einmal der Fürst des Elends kommen, geht in Erfüllung. Gustav Brandt, dem man in der Hauptstadt diesen Namen gegeben hat, taucht auf und beginnt sofort zu helfen. Eigentlich will er den ›Waldkönig‹ fangen, weil er annimmt, dass dieser mit seinem Widersacher Franz von Helfenstein in Verbindung steht, aber als er erfährt, wie schlecht es den Menschen geht, muss er ihnen einfach helfen, denn *»(w)ahrlich, Geben ist seliger als Nehmen! Die Heilige Schrift hat vollständig Recht!«* (Ebd., 702)

Die ärgste Not bei Hausers lindert zunächst der Förster, indem er ihnen Holz und Lebensmittel schenkt. Nachhaltiger kann der Fürst helfen, denn er ist so reich, dass er leicht die Schulden Hausers an Seidelmann bezahlen kann. Außerdem bezahlt er Eduard Hauser für die Mithilfe bei der Jagd auf den ›Waldkönig‹.

Für das Armenhaus spendet er tausend Gulden, so dass dort die schlimmen Verhältnisse gebessert werden können.

Der Musterzeichner Wilhelmi erhält zunächst einmal etwas Geld von seinem Bruder, der ihm allerdings nur beistehen kann, weil er sich mit dem ›Waldkönig‹ eingelassen hat. Auch Wilhelmi selbst und Schulze stehen mit dem ›Waldkönig‹ in Verbindung; sie sind Boten für ihn, bekommen aber äußerst wenig Geld dafür. Der Fürst des Elends schenkt ihnen dagegen je hundert Gulden (ebd., 1139f., 1153).

Der erste Schritt zur Hilfe besteht also darin, dass der Fürst des Elends, wenn er von großer Not erfährt, die Betroffenen erst einmal buchstäblich vor dem Verhungern rettet. Sodann entlarvt und vernichtet er die Verursacher, die Seidemanns, aufgrund ihrer Funktion als Schmuggler. Für das weitere Schicksal der Weber sorgt er, indem er Eduard Hauser als neuen Verleger einsetzt. Am Schluss des Romans wird er selbst dazu noch ihr Landesvater.

›Sklaven der Arbeit‹ endet jedoch nicht mit dem allumfassenden Happy End, sondern mit »einer irreparablen Katastrophe«. ¹²³ Eine Familie hat der Fürst des Elends nicht mehr retten können, nämlich die des Schreibers Beyer. Für die kleineren Kinder ist zwar gesorgt, aber Beyer und seine Frau sterben und Auguste Beyer, nachdem sich alles zum Guten zu wenden schien, erdrosselt ihr neugeborenes Kind, und der Band endet mit den Worten:

Bereits am Nachmittage zog sie als Kindesmörderin wieder in das Untersuchungsgefängniß ein, welches sie gestern verlassen hatte. Die Aerzte hatten begutachtet, daß sie transportabel sei, wenn man die nöthige Vorsicht anwende. Sie sagte kein Wort, und sie weinte auch nicht. Warum auch weinen? Es war nun doch Alles aus! – (Ebd., 1297)

»(...) das gute Ende (...) wird somit abgeschwächt und der ›Soziale Roman‹ bricht noch einmal durch in der Verzweiflungstat einer gequälten Kreatur.« ¹²⁴

Beurteilung der Darstellung von Kapital und Arbeit

Der Klassengegensatz scheint im Roman zunächst klar herausgearbeitet zu sein. Auf der einen Seite stehen die ausgebeuteten Weber und Bergleute, auf der anderen die Kapitalisten Helfenstein und Seidemann (Vater und Sohn). Dass ausgerechnet der Adelige Helfenstein Besitzer des Bergwerks ist, stellt bei den Machtverhältnissen zwischen Adel und Bürgertum im 19. Jahrhundert – einerseits findet

¹²³ Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 93.

¹²⁴ Walter Schönthal: Karl May und Gerhart Hauptmann. Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten zweier deutscher Dichter. 3. Teil. In: M-KMG 50/1981, S. 35.

sich an den »politischen Schalthebeln« weiterhin der Adel, andererseits hat sich das Bürgertum in der Industrialisierung emanzipiert – »ein Politikum erster Ordnung«¹²⁵ dar. Die Ausbeutung wird, wohl hauptsächlich aufgrund Karl Mays eigener Erfahrung, recht realistisch dargestellt (wobei er allerdings »die eigene vitale Erfahrung mit Lesefrüchten unterfüttert«¹²⁶), z. B. da, wo es um die Funktion der »Verleger« geht.¹²⁷ Auch findet die Monopolisierung der Wirtschaft ihren Niederschlag im Roman und wird dort (zunächst) als Hauptursache für die Möglichkeit einer derartigen Ausbeutung gesehen.¹²⁸

Die Sozialkritik »zieht ihre Wirkung aus grellen Kontrasten und überzeichneten Gegensätzen«,¹²⁹ vor allem in der Gegenüberstellung von echter Frömmigkeit bei den Webern und der Heuchelei August Seidelmanns.

Wer einmal alle Stellen sammeln würde, an denen die ärmlichen Weber in ihrer Redlichkeit zu dem böartigen Treiben der reichen Seidelmanns unmittelbar in Kontrast gesetzt werden, der könnte ganz zwanglos den Eindruck gewinnen, May habe sich hier – gewiß unbewußt – ein subtiles Klassenkampfdenkmal in den Text geschoben.¹³⁰

Trotz alledem haben wir es im »Verlorenen Sohn« mit einer »merkwürdig unrealistische(n) Konstruktion deutscher Zustände«¹³¹ und »eigentümlicher Sozialkritik«¹³² zu tun. Wie schon erwähnt, betreiben die Kapitalisten nämlich eine »legale« und eine »illegale« Ausbeutung. Einerseits betrügen sie die Arbeiter als Kapitalisten um ihren Lohn – und Karl May hat damit »treffend (...) den Mechanismus zeitgenössischer Ausbeutung (erfaßt)«¹³³ –, andererseits haben sie fast immer persönliche Gründe dafür: Sie wollen die von ihnen Abhängigen

125 Schmiedt: Waldkönig und Buschgespenst, wie Anm. 114, S. 3.

126 Graf: »Ja, das Schreiben und das Lesen ...«, wie Anm. 93, S. 201. Graf macht dabei auf mehrere Romane aufmerksam, wie z. B. »Handel und Wandel« von Friedrich Wilhelm Hackländer.

127 Der Verleger war »ein Zwischenmeister, der meist das Garn selbst kaufte und den Webern für ihre Aufträge zuteilte, ihnen auch die Ware abnahm und den Lohn auszahlte. War die Bezahlung der fertigen Stücke schon bei den Handelsherren erbärmlich gewesen, so schmälerte sich der Verdienst noch mehr, als die Zwischenmeister einen entsprechenden Teil des Lohnes forderten. Es kam dazu, daß der Faktor vielfach die Ware bemängelte, an ihnen Fehler entdeckte, oft nur angeblich, und für diese Fehler bedeutende Lohnabzüge vornahm.« (450 Jahre Hohenstein-Ernstthal – 450 Jahre Kampf um Wohlstand und Fortschritt. Berg- und Heimatfest vom 16. bis 25. Juni 1961, S. 8; zit. nach Plaul: Der Sohn des Webers, wie Anm. 59, S. 24)

Vgl. auch Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 277: »recht authentisch wiedergegebene Lohnraubpraktiken.«

128 Vgl. Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 168.

129 Ueding: Glanzvolles Elend, wie Anm. 13, S. 124.

130 Schmiedt: Waldkönig und Buschgespenst, wie Anm. 114, S. 4.

131 Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 282.

132 Ebd., S. 277.

133 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 163; ders.: Woher, woran, wie Anm. 57, S. 99.

zum Schmuggeln zwingen. Es geht um »(d)oppelte Ausbeutung: sie werden erpreßt durch das, zu dem sie bereits erpreßt worden sind.«¹³⁴

Es stellt sich die Frage: Sind Helfenstein und die Seidelmanns als Kapitalisten und Verbrecher Ausbeuter oder sind sie kapitalistische A u s - b e u t e r , weil sie Verbrecher sind? Zu Beginn der ›Sklenen der Arbeit‹ deutet sich m. E. das Erstere an – auch der Titel besagt dies –, aber im Fortlauf der Handlung gewinnt die kriminelle Ausbeutung immer mehr an Gewicht.

Die legalen Geschäfte des Barons [und der Seidelmanns; d. Verf.] sind mit seinen illegalen derart verquickt, daß die Grenzen zwischen seiner Funktion als Kapitalist und als Krimineller aufgehoben sind. Beide gesellschaftlichen Rollen fallen zusammen.¹³⁵

Keiner der Kapitalisten des Textes kommt nur durch ›Ausbeutung‹ im Wirtschaftsprozeß zu Vermögen, sondern erst durch kriminelle Machenschaften; alle Warenkörbe in der dargestellten Welt sind wirtschaftsfremden, ja außerhalb gelegenen, exotischen Ursprungs wie das sagenhafte Vermögen Brandts.¹³⁶

Außer in Ansätzen wird nicht die wirkliche Ursache für die Ausbeutung gesehen, so »wie May den einzelnen Kapitalisten Helfenstein belastet, entlastet er die kapitalistische Gesellschaftsform.«¹³⁷ Für den Leser muss es sich, besonders im Gesamtzusammenhang des Romans, so darstellen, als werde die Gesellschaft beherrscht »von den unkontrollierbaren, verbrecherischen Machenschaften einer kleinen Gruppe, deren gemeinsames Merkmal die Verworfenheit, Skrupellosigkeit und Geldgier ihrer Mitglieder ist.«¹³⁸

Wenn diese Gruppe beseitigt ist, verschwindet auch die Ausbeutung. Daran wird ganz deutlich, dass »(d)ie Übel der zeitgenössischen Gesellschaft (...) gebunden (werden) an eine Person und deren Helfershelfer.«¹³⁹

134 Klotz: Woher, woran, wie Anm. 57, S. 99; vgl. ders.: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 163.

135 Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 275.

136 Frank: Trivialliteratur, wie Anm. 55, S. 287. Der Autor konstatiert dabei: »Marx' Theorien etwa hatten keinen hohen Bekanntheitsgrad. Mays ›Verlorner Sohn‹ verfährt deshalb nicht etwa besonders rückständig, wenn er sich an der Abbildung von Wirtschaftsprozessen versucht« (ebd., S. 285), und verweist auf ein erläuterndes Zitat aus Richard Sennetts Buch ›Verfall und Ende des öffentlichen Lebens‹ (ebd., S. 286).

137 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 164; ders.: Woher, woran, wie Anm. 57, S. 100. Vgl. auch Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 277f.; Ueding: Glanzvolles Elend, wie Anm. 13, S. 124; Schönthal: Karl May und Gerhart Hauptmann, wie Anm. 124, S. 34; Schmiedt: Karl May, wie Anm. 2, S. 77f.; Michael Koser: Nachwort. In: Karl May: Sklenen der Arbeit. Frankfurt a. M. 1974.

138 Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 277.

139 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 166; ähnlich ders.: Woher, woran, wie Anm. 57, S. 101. Förster Wunderlich: »Ist das ein Elend! Wer ist Schuld daran? Die Regierung etwa? Die thut Alles, was sie thun kann. Aber die Blutsauger, die Vambee-

Eduard Hauser wird vom Fürsten des Elends als ›guter‹ Kapitalist eingesetzt. »Eduard wird gleichsam zum paradisischen Prokuristen vorm kapitalistischen Sündenfall.«¹⁴⁰

Diese »angebotene Lösung: durch Vernichtung des individuell Bösen zu einer besseren Gesellschaft« kann man mit Recht »naiv und unrealistisch«¹⁴¹ nennen.

Die Personifizierung von Glück und Unglück ist sicher eine der Schwächen des Romans. Aber auch für ihn gilt, was Ernst Bloch über Kolportage sagt:

(...) sie ist der Wunschtraum nach Weltgericht für die Bösen, nach Glanz für die Guten; dergestalt, daß am Ende dieser Bücher stets ein Reich der »Gerechtigkeit« hergestellt ist, und zwar eine der Niedrigen, denen ihr Rächer und Glück kam.¹⁴²

Und Klotz fasst über den Roman zusammen:

In seine Geschichte sind, so scheint mir, mehr und wuchtigere epochale Erschütterungen eingegangen als in manche anspruchsvolle sozialkritischen Romane der damaligen Zeit von Spielhagen bis Kretzer, von Raabe bis Sudermann. (...) Karl May hat empfindlich verspürt, was die gesellschaftliche Wirklichkeit ihm und seinesgleichen vorenthält. Nicht gewußt hat er, ob und wie es ihr abzuzwingen wäre.¹⁴³

Die anderen Kolportageromane spielen im Wesentlichen in vom ›Verlorenen Sohn‹ sehr verschiedenen Milieus. Am ehesten thematisiert May noch im ›Weg zum Glück‹ das harte Leben der einfachen Leute in »sozialkritische(n) Passagen«. ¹⁴⁴ Den Wilderer ›Krikelanton‹ läßt er sagen:

»(...) *Gieb mir aber Arbeit, irgend welche, mit der ich mich und meine Eltern redlich ernähren kann, und ich werde weder meinem Kaiser noch dem König von*



Abb. 9. Vernichtung des Bösen – Fritz Seidelmann wird im Bergwerksschacht verschüttet und stirbt kurz darauf an seinen schweren Verletzungen.

ren oder Vampiren oder wie sie heißen, die sind Schuld daran!» (›Sohn‹, 693)

140 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 166; ähnlich ders.: Woher, woran, wie Anm. 57, S. 102.

141 Hoffmann: Werkartikel ›Der verlorene Sohn‹, wie Anm. 105, S. 329.

142 Ernst Bloch: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt a. M. 1979, S. 179.

143 Klotz: Abenteuer-Romane, wie Anm. 40, S. 180f.; ähnlich ders.: Woher, woran, wie Anm. 57, S. 110.

144 Klaus Hoffmann: Werkartikel ›Der Weg zum Glück‹. In: Karl-May-Handbuch, wie Anm. 17, S. 335–341 (340).

Bayern eine Gams mehr wegschießen. Ich hab das Leben satt. Schau, was für ein tüchtiger Jägersmann könnte ich werden, wann ich so eine Anstellung bekommen thäte. Aber an Unseren kommt so Etwas nicht.« (›Weg‹, 41)

Solche Stellen sind jedoch in diesem Roman nicht viel mehr als folkloristische Beigaben. Jedes Bemühen um eine mögliche ernsthafte Darstellung des Alltagslebens und des Elends von großen Teilen der Bevölkerung, die im ›Verlorenen Sohn‹ oft eindringlich gelungen ist, wird konterkariert durch »kitschig-frömmelnde Thesen«,¹⁴⁵ wie die, die als ›Fazit‹ den Roman beendet (vor dem ›Anhang‹):

»So einen Tag des Glückes haben wir noch nicht erlebt. Wir haben ihn unserm König zu danken. Frömmigkeit, Fleiß, Liebe und Treue, Treue vor allen Dingen dem Heerde, der Familie, dem Vaterlande und dem Herrscher, das ist der einzige und wahre Weg zum Glück!« – (›Weg‹, 3474)

Schlussbemerkung

Im Laufe der Untersuchung hat sich herausgestellt, dass eine ausführliche Textuntersuchung tatsächlich notwendig ist, um die Problemstellung zu behandeln. Dabei hat sich ebenfalls herausgestellt, dass ›Deutsche Herzen, deutsche Helden‹ und insbesondere ›Die Liebe des Ulanen‹ für diese Problematik nicht in dem Maße ergiebig sind wie die anderen drei Romane. Die einzelnen Untersuchungsteile haben gezeigt, wie zahlreich und vielschichtig die Widersprüche sind, die Karl May in seine Kolportageromane eingebracht hat.

Bloch schreibt: »Karl May ist einer der besten deutschen Erzähler, und er wäre vielleicht der beste schlechthin, wäre er kein armer, verwirrter Prolet gewesen.«¹⁴⁶ Diese Ansicht hat sich m. E. durch die Untersuchung bestätigt. Karl May beschreibt die sozialen Verhältnisse seiner Zeit teilweise sehr realistisch und vor allem parteilich (hauptsächlich im ›Verlorenen Sohn‹), zum anderen personifiziert er Klassengegensätze – es gibt bei ihm gute und böse Adelige, gute und böse Bürgerliche, gute und böse Beamte, gute und böse Kapitalisten.¹⁴⁷

Die Perspektiven, die er angibt, sind die der Märchen. Die Bösen werden bestraft und die Guten belohnt, aber wie dies geschieht – z. B. als »antikapitalistische Rachephantasie«¹⁴⁸ – das sind »keine blumigen Träume, sondern Wildträume, gleichsam reißende Märchen«.¹⁴⁹

145 Ebd.

146 Bloch: Erbschaft dieser Zeit, wie Anm. 142, S. 170.

147 Aber nur gute Weber!

148 Köppen/Steinlein: Karl May, wie Anm. 26, S. 282.

149 Bloch: Erbschaft dieser Zeit, wie Anm. 142, S. 170.

Textausgaben der Kolportageromane

Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe:

Abt. II Bd. 3–8: Waldröschen.

- Bd. 3–6 hrsg. von Hermann Wiedenroth/Hans Wollschläger. Bargfeld 1997f.
- Bd. 7–8 hrsg. von Hermann Wiedenroth. Bargfeld 1998f.
- Bd. 3 in unveränderter Neuauflage Bamberg/Radebeul 2009

Abt. II Bd. 9–13: Die Liebe des Ulanen. Hrsg. von Hermann Wiedenroth/Hans Wollschläger. Bargfeld 1994

Abt. II Bd. 14–19: Der verlorne Sohn. Hrsg. von Hermann Wiedenroth/Hans Wollschläger. Bargfeld 1995f.

Abt. II Bd. 20–25: Deutsche Herzen, deutsche Helden. Hrsg. von Hermann Wiedenroth/Hans Wollschläger. Bargfeld 1996f.

Abt. II Bd. 26–31: Der Weg zum Glück. Hrsg. von Hermann Wiedenroth. Bargfeld 1999f.

Reprints:

Das Waldröschen oder Die Verfolgung rund um die Erde. Dresden 1882–1884. Reprint einer späteren Ausgabe in sechs Bänden. Hildesheim/New York 1969–1971

Waldröschen oder Die Rächerjagd rund um die Erde. Dresden 1882–1884. Reprint in sechs Bänden. Leipzig 1988f.

Die Liebe des Ulanen. Dresden 1900–1901. Reprint in fünf Bänden. Hildesheim/New York 1972¹⁵⁰

Die Liebe des Ulanen. In: Deutscher Wanderer. 8. Bd. (1883–1885). Reprint Bamberg 1993

¹⁵⁰ Bei diesem Reprint handelt es sich um die sog. Fischer-Ausgabe, die unautorisiert und bearbeitet erschien (»(...) die Bearbeitung betrifft (...) stilistische Mängel sowie kleine Unstimmigkeiten in der Handlungsführung und ist nicht ungeschickt, läßt aber gelegentlich, vorab bei einigen Streichungen, auch Beweggründe von politischer Tendenz erkennen.« Editorischer Bericht. In: Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. II Bd. 13. Hrsg. von Hermann Wiedenroth/Hans Wollschläger. Bargfeld 1994, S. 2536). Einige Stellen scheinen den Bearbeitern tatsächlich politisch zu bedenklich gewesen zu sein. So wurde z. B. eine Lobeshymne auf Napoleon Bonaparte als Kämpfer gegen den englischen Imperialismus gestrichen und der Disput zwischen Hugo von Königsau und General Kunz von Goldberg über die Französische Revolution und Napoleon, bei dem sich der General als Bewunderer Napoleons erweist, ist stark gekürzt worden. Für einen Roman, der im Jahre 1900 herausgegeben wurde, war wahrscheinlich auch die Äußerung des preußischen Offiziers Gebhardt von Königsau untragbar: »(...) Sie retten in meinem Innern die Ehre der französischen Nation, deren Kind auch ich mich nenne. (...)« (954; vgl. Claus Roxin: »Die Liebe des Ulanen« im Urtext. In: M-KMG 14/1972, S. 23–26, und M-KMG 15/1972, S. 6–11) Auch der Schluss des Romans ist etwas verändert worden (vgl. Hansotto Hatzig: Die Vergewaltigung der Agnes Lemartel. In: M-KMG 17/1973, S. 30f.).

Der verlorene Sohn oder Der Fürst des Elends. Dresden 1884–1886. Reprint in sechs Bänden. Hildesheim/New York 1970–1972

Deutsche Herzen und Helden. Dresden 1901–1902. Reprint in fünf Bänden unter den Titeln Eine Deutsche Sultana; Die Königin der Wüste; Der Fürst der Bleichgesichter (Bd. 3 und 4); Der Engel der Verbannten. Hildesheim/New York 1976¹⁵¹

Deutsche Herzen, deutsche Helden. Dresden 1885–1887. Reprint in drei Bänden. Bamberg 1976

Der Weg zum Glück. Dresden 1886–1888. Reprint in sechs Bänden. Hildesheim/New York 1971

Abkürzungen

JbKMG Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1970ff.; Husum 1982ff.

M-KMG Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

SoKMG Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Abbildungen

Die Abbildungen wurden einigen Bänden der im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz erschienenen unautorisierten und bearbeiteten Neuauflagen von Mays Kolportageromanen entnommen:

Die Tochter des Granden. I. Band des Romans »Das Waldröschen« (Abb. 1: S. 5; Abb. 6: S. 423).

Matavase, der Fürst des Felsens. III. Band des Romans »Das Waldröschen« (Abb. 3: S. 400).

Erkämpftes Glück. Band I. IV. Band des Romans »Das Waldröschen« (Abb. 5: S. 87).

Erkämpftes Glück. Band II. V. Band des Romans »Das Waldröschen« (Abb. 7: S. 703).

Der verlorene Sohn. Band II: Sklaven der Arbeit (Abb. 8: S. 9; Abb. 9: S. 593).

Der verlorene Sohn. Band V: Sklaven der Ehre (Abb. 4: S. 385; Titelbild: S. 697).

Deutsche Herzen und Helden. Dritter Teil: Der Fürst der Bleichgesichter. Band I (Abb. 2: S. 281).

151 Auch dies ist die unautorisierte »Fischer-Ausgabe«, überarbeitet, vor allem gekürzt, von dem Redakteur Paul Staberow (vgl. das Vorwort von Ekkehard Bartsch im Reprint sowie den editorischen Bericht in der historisch-kritischen Ausgabe).